



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

N. 51.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Sanda.

Eine Geschichte aus Rumänien

von

Marco Prociner.

(Fortsetzung.)

Einige Tage später erschien der Subpräfekt, Herr Costescu, in der Schenke des Mosh Ilic. In der Wirthsstube saßen mehrere Bauern, die beim Eintritt des Subpräfekten emporschnellten, die Lammfellmützen von den Köpfen herunterrissen und mit furchtsamen Blicken zu dem Manne emporschauten, welcher ihnen, als der höchste Staatsbeamte des Städtchens, gleichsam wie der leibhaftige Ausdruck der gesammten staatlichen Machtfülle erschien.

Herr Costescu nickte kaum merklich mit dem Kopfe und schritt, ohne die Bauern eines Blickes zu würdigen, gravitätisch durch die Schenke in ein kleines Nebenzimmer, wohin ihm Mosh Ilic folgte.

Der Subpräfekt ließ sich auf dem einzigen Rohrstuhle nieder, der sich im Zimmer befand, legte den kleinen Strohhut vor sich auf den Tisch, und blickte hierauf dem Mosh Ilic, der, den Kopf tief zur linken Achsel geneigt, de- und wehmüthig vor ihm stand, eine Weile forschend in's Gesicht.

„Ilic“, begann er und ein leises Lächeln umspielte seinen Mund, „man hat mir gesagt, daß Margarit sich bei Dir aufhält. Ist dieß wahr?“

„Die Leute schwätzen Allerlei“, murmelte Mosh Ilic.

„Ich frage, ob es wahr ist. Ich will Antwort haben. Ja oder Nein und keine Ausflüchte“, sagte der Subpräfekt mit strenger Antomiene.

Mosh Ilic knickte zusammen wie ein Taschenmesser.

Er trat nahe an den Subpräfekten heran und flüsterte: „Er ist bei mir.“

Herr Costescu lächelte selbstzufrieden. „Siehst Du, wie gut ich unterrichtet bin. Und nun rathe ich Dir in Deinem eigenen Interesse, den Margarit zu veranlassen, heute noch oder spätestens morgen von hier zu verschwinden. Ich habe den strikten Auftrag vom Präfekten“, fuhr er fort, „den Banditen Margarit, der sich, wie es in der Ordre heißt, in meinem Kreise herumtreibt, einzufangen, und sind mir zu diesem Zwecke mehrere Gendarmen zur Disposition gestellt worden. So eine Razzia auf einen Banditen ist ein sehr interessanter Auftrag, bei dem man sich gewisse Verdienste erwerben kann. Aber wer wird so grausam sein, einem alten Freunde wie dem Mosh Ilic Ungelegenheiten zu bereiten. Du verstehst mich?“

„Sie haben ein gutes Herz, Herr Subpräfekt“, sagte Mosh Ilic gerührt.



Aus Ungarn: Das Regenmädchen. Originalzeichnung von R. Schmidt. (S. 603.)

„Und einen leeren Beutel,“ lachte der Subpräsekt auf. Mosh Nle verstand diesen Wink mit dem Zaunpfahl. Er neigte sich zum Subpräsekten und flüsterte ihm in's Ohr, ob vielleicht fünf Napoleons genügen würden, um seinem momentanen Geldmangel abzuhelfen.

„Das Doppelte dieser Summe wäre mir entschieden angenehmer,“ meinte der Subpräsekt.

Einige Minuten später befand sich das Doppelte der erstgenannten Summe in dem Geldbeutel des Subpräsekten. Er bestellte Wein, trank hastig einige Gläschen, legte Mosh Nle nochmals dringend an's Herz, den Margarit zu veranlassen, so bald als möglich aus dem Kreise von Unguren zu verschwinden, drückte dem Schenkwirth warm die Hand und machte sich auf den Weg. In der Schenke blieb er einige Minuten und unterhielt sich in leutseliger Weise mit den Bauern. Hierauf verließ er mit leichten, tänzelnden Schritten die Schenke und wanderte dem Städtchen zu.

Mosh Nle war mit dem ihm vom Subpräsekten erteilten Auftrag durchaus nicht unzufrieden. Der Gedanke, daß er den unbequemen und gefährlichen Gast bald los sein werde, versetzte ihn sogar in eine sehr heitere Stimmung. Denn seit jener Stunde, da Margarit in Sanda's Stube eingedrungen war, hatte sich in Nle der Verdacht einge- nistet, daß der Contrebandist seiner Tochter nachstelle. Das äußerliche Verhalten Margarit's war allerdings nicht dar- nach, um diesen Verdacht zu bekräftigen. Während der paar Tage, die seit jenem Abend verstrichen waren, hatte Margarit mit Sanda fast gar nicht mehr gesprochen und er schien ihr sogar absichtlich aus dem Wege zu gehen. Aber sein dumpfes, stundenlanges Hinbrüten und die seltsamen Blicke, mit denen er das Mädchen betrachtete, so oft sie in der Schenke erschien, wollten dem Mosh Nle durch- aus nicht gefallen. Es war daher eine wahre Herzens- erleichterung für ihn, als er dem Margarit den Auftrag des Subpräsekten mittheilen konnte. Mosh Nle sprach mit einer eindringlichen Wärme, er führte dem Margarit zu Gemüthe, welchen Gefahren er sich durch ein weiteres Ver- bleiben in der Schenke aussetze und daß er unbedingt und schnellstens einen Ort verlassen müsse, wo er jeden Augen- blick Gefahr laufe, verhaftet zu werden.

Margarit hatte alle diese Ausführungen ruhig angehört, keine Miene in seinem Gesichte verrieth die innere Auf- regung, in welche ihn die Worte des Mosh Nle versetzt hatten.

„Ich werde gehen und heute noch,“ sagte er, nachdem dieser geendet, und seine Stimme klang müde und traurig.

Mosh Nle ergriff seine Hand. „Wenn Du kein Verbrechen auf Deinem Gewissen hättest . . .“

„Was wäre dann?“ unterbrach ihn Margarit. „Du würdest nach wie vor mit mir Geschäfte machen, und ich wäre der alte Contrebandist. Was hätte ich davon? Es ist kein ehrliches Gewerbe, was ich getrieben. Ich habe dieß nie so sehr empfunden wie jetzt. Und ich möchte wieder ein ehrlicher Mensch werden . . .“ Etwas wie eine Thräne glänzte in seinen Augen. Er verließ die Schenke und trat in den Garten hinaus.

Es war ein warmer Herbstnachmittag. Die Sonne begann sich dem Westen zuzuneigen. Um diese Zeit pflegte Sanda in der Gartenlaube zu weilen. Auch heute sah sie da und wie sonst unter Miron's Obhut, der dem Mädchen die Zeit dadurch vertrieb, daß er allerhand Volkswesen auf einer Hirtenflöte blies. Als Margarit am Eingange der Laube erschienen, unterbrach er rasch sein Spiel und warf dem Ankömmling einen unfreundlichen Blick zu.

„Miron,“ sagte Margarit, „laß mich einige Augenblicke mit Sanda allein.“

„Ich will nicht!“ versetzte Miron trotzig.

„Ich bitt' Dich drum, Miron.“

„Ich bleibe hier; was Du der Sanda zu sagen hast, ist wohl kein so großes Geheimniß, und wenn es eines ist, so will ich's auch wissen.“

„Geh' fort!“ brauste Margarit auf.

„Du machst mir nicht bange,“ rief Miron, „ich fürcht' Dich nicht! O, ich kenne Dich nur zu gut, Margarit. Ich weiß, wie vielen Dirnen Du nachgestellt hast. Und nun willst Du Deine Künste auch bei Sanda versuchen! Das soll Dir aber nicht gelingen, nie und nimmermehr, so lange ich lebe und den Arm bewegen kann. Und wenn Du noch einen Schritt machst,“ fügte er mit zornglühenden Augen hinzu, „dann weh' Dir!“ Er hatte bei diesen Worten ein im Griff gefasstes Messer aus dem Gürtel hervorgezogen, das er drohend schwang.

Sanda sprang auf. „Bist Du toll, Miron?“ rief sie erschreckt aus.

„Ja, das bin ich!“ sagte er dumpf. Dann fragte er sie leise: „Soll ich Dich mit ihm allein lassen?“

Sie nickte bejahend mit dem Kopfe.

Der Burische steckte das Messer ein, stand eine Weile unschlüssig da und ging dann mit einem finsternen Blick auf Margarit langsam von dannen.

Eine geraume Weile, nachdem Miron die Laube ver- lassen, herrschte darin tiefe Stille. Sanda hatte sich wieder auf den Lehnstuhl niedergelassen und starrte, das Haupt auf die Hand gestützt, still vor sich hin.

„Als ich Dich,“ unterbrach Margarit das Schweigen, „vor einigen Tagen Nachts zum Tanz weckte, sagte ich Dir, ich müßte bald fort. Das ist nicht wahr gewesen. Aber

jetzt muß ich wirklich fort und heute noch. Und ich möchte so gerne noch bei Dir bleiben. Wirst Du an mich denken, wenn ich nicht hier bin, Sanda?“ fügte er mit leiser Stimme hinzu.

Das Mädchen antwortete nicht. Nur ein schmerzliches Zucken um ihre Lippen verrieth, daß sie den Sinn seiner Frage verstanden.

„O, hätt' ich Dich nie kennen gelernt!“ rief er nach einer Weile aus, und aus seiner Stimme zitterte eine tiefe Wehmuth.

Sie schüttelte das Haupt, aber von ihren Lippen kam noch immer keine Sylbe.

Da ließ er sich nieder, ergriff ihre Hand und begann dieselbe zu streicheln; sie wehrte es nicht.

„Sieh', Sanda,“ fuhr er ermutigt fort, „bevor ich Dich kannte, so wie ich Dich jetzt kenne, da lebte ich in den Tag hinein, so frei und glücklich wie kein Mensch auf der Welt. Aber jetzt ist es mir um's Herz so schwer und so weh, als wäre mir ein großes Unglück zugestoßen, und ich möchte oft vor Kummer darüber weinen, daß ich nicht wie Andere bin, daß ich nicht ein elender Knecht bin, der für ein Stück Brod sich abrackert, aber keinen Gendarmen zu fürchten braucht wie ich, nicht unstät und heimatlos im Lande sich herumzutreiben braucht wie ich. Weißt Du, Sanda, was die Leute von mir erzählen?“

Ein leiser Schauer flog bei dieser Frage durch ihren Körper, ihre Hand zitterte in der seinen.

„Sie sagen,“ fuhr er mit dumpfer Stimme fort, „ich sei ein Mörder.“

„Bist Du es wirklich, Margarit?“ fragte sie rasch.

„Nein,“ versetzte er bestimmt, „ein feiger Mord war es nicht, es war ein ehrlicher Kampf, Mann gegen Mann. Aber darnach fragen die Leute nicht, ich hab' einen Men- schen umgebracht, die Gendarmen sahn den nach mir, und so heißen sie mich einen Mörder!“

„Könntest Du nicht wieder ein guter, ein ehrlicher Mensch werden, Margarit?“ fragte sie.

„Hier im Lande nicht, aber wenn ich auswanderte nach Bulgarien, nach der Türkei, wenn ich unter Leute käme, die mich nicht kennen, nicht wissen, daß ich ein Contrebandist bin, dann wohl.“

„Warum thust Du es nicht?“

Er schwieg einige Augenblicke, dann sagte er still und traurig:

„Ich möchte es schon thun, aber allein in ein fremdes Land ziehen, kann ich nicht.“

„Hast Du keine Eltern, keinen Vater, keine Mutter?“

„Nein.“

„Keine Schwester?“

„Nein, Sanda!“

„Keine Geliebte?“ fragte sie rasch und eine flammende Röthe übergoß ihr Gesicht.

„Nur Dich hab' ich!“ brach es mit wilder Leidenschaft- lichkeit aus ihm hervor. „Du mußt meine Geliebte, mein Weib, mein Alles sein, Du, Sanda, denn ich habe Dich so lieb wie mein eigenes Leben! Ich weiß nicht, wie es so plötzlich über mich kam, aber ich kann nicht mehr von Dir lassen, denn so fest, wie die Eiche im Waldesboden wurzelt, so mächtig ist mein Leben an Dich gekettet.“

Er umschlang sie und bedeckte ihren Mund mit glühen- den Küssen.

Sie riß sich von ihm los und sprang auf.

„Hier in der Laube,“ rief sie mit fliegender Hast, „da ist es wohl dunkel und Du siehst mich nicht gut; komm!“

Sie ergriff seine Hand und zerrte ihn zur Laube hinaus.

„Margarit,“ begann sie schwer athmend und das Gesicht von Todesblässe überzogen, „sieh' mich genau an, so wie ich jetzt vor Dir stehe.“ Sie riß dabei die schmale schwarze Binde, welche ihre Augen bedeckte, herunter und trat dicht an ihn heran. „Sieh' mich an,“ so flog es stoßweise von ihren Lippen, „wie ich ausseh' — häßlich, verunstaltet, blind — und jetzt sag' mir, aber aufrichtig und ehrlich, als stündest Du vor Gott, ob Du mich lieb hast?“

Margarit starrte todtbleich in die grauenhaften, er- loschenen Augen des Mädchens. Er senkte das Haupt und murmelte: „Ich habe Dich doch lieb, Sanda!“

„Das sagst Du nur so aus Mitleid!“ rief sie aus, „ich kann es nicht glauben. Es sind doch so viele Mädchen mit schönen Augen auf dieser Welt, warum hast Du die nicht lieb? Was willst Du von mir? Und denk' nur, wenn Du ein blindes Weib hast, wie werden die Leute spotten. Laß mich, Margarit. Sprich nie mehr so zu mir wie heute!“ Sie wollte gehen. Er hielt sie aber zurück, neigte sich zu ihr und sagte:

„Aber wenn Du wieder sehend wirst, wenn Deine Augen sich wieder öffnen und so blau und schön wie einst- mals leuchten, willst Du dann mein Weib werden? Wirst Du dann fort mit mir ziehen?“

„Es ist ein nutzloses Gerede,“ murmelte sie, „ich glaub' nicht, was der Vater von den Operationen der Aerzte erzählt.“

„Daran glaub' ich auch nicht,“ sagte er, „aber Du wirst auf eine andere Weise sehend werden. Ich will es Dir sagen.“

Er führte sie in die Laube zurück, ließ sich auf dem Stuhl nieder, zog sie zu sich auf den Schooß herab und begann ihr dann Alles zu erzählen, was ihm die Baba Gloanja gesagt. Während er Alles haarklein berichtete, was sie zu thun habe, um das Augenlicht wieder zu er- langen, hellten sich ihre Züge auf, und als er geendet, da mußte sie an sich halten, um nicht laut aufzujubeln.

„Es ist ein so unfählich großes Glück,“ rief sie aus, „daß ich es kaum zu fassen vermag. Wenn ich wieder sehen kann, und den Vater, den Miron, den Popen, alle Welt und die Stadt und die Menschen darin und den blauen Himmel und Dich, Margarit, und Deine blauen Augen sehen werde . . .“ Sie konnte nicht weiter sprechen, schmiegte sich eng an ihn und begann leise zu weinen.

Nach einer Weile süßer, trunkenen Selbstvergessenheit erhob sich Margarit und sagte:

„Ich muß noch heute fort, Sanda, bis zur Boboteazana- nacht sind es noch an die vier Monate. Ich will inzwischen versuchen, auf eine ehrliche Weise in der Stadt mein Brod zu verdienen. Sag' Niemand, was wir vorhaben, auch dem Miron nicht. In der Boboteazanacht bin ich wieder hier, Du kannst darauf rechnen. Leb' wohl, Sanda.“

Er küßte sie auf die Stirne und wollte gehen. Sie hielt ihn zurück.

„Ich weiß nicht, wie Du mit dem Taufnamen heißt,“ sagte sie.

„Theodor,“ lächelte er.

„Theodorika,“ rief sie aus und all' ihre Liebe lag in die- sem Nuse, „das ist ein schöner Name. Jetzt kannst Du gehen.“

Er verließ die Laube.

Am Ende des Kiesweges, der in die Schenke führte, an eine Klazie gelehnt, stand Miron, todtbleich, ein seltsames Zucken um den Mund und die Augen zur Erde ge- heftet. Als Margarit neben ihm vorbeiging, blickte er auf und sie schauten sich Beide eine Weile in die Augen. Margarit reichte ihm die Hand, der Andere aber nahm sie nicht und sagte finster:

„Wir werden einmal Abrechnung halten und das wird ein ernstes Geschäft sein, so wahr mir Gott helfe.“

„Ich fürchte keinen Menschen,“ versetzte Margarit ernst, „Deine Drohungen machen mir daher keine Sorgen. Aber heute,“ fügte er treuherzig hinzu, „möchte ich mit Jedermann in Frieden leben, denn mir ist so wohl und so glück- lich zu Ruhede wie noch nie. Wir wollen in Frieden zoge- den.“ Er reichte ihm neuerdings die Hand. In jener Stunde einen Augenblick, dann sagte er mit einem raschen Griff Margarit's Hand, blickte ihm fest in's Gesicht und sagte hastig, abgebrochen:

„Du bist ein hübscher Mensch, alle Dirnen sagen's, ich weiß es. Und wenn ein Mädchen, das sehende Augen hat, mich sieht und Dich, und Dich dann vorzieht, so be- greif' ich es. Aber daß ein blindes Mädchen, daß Sanda an Dir so hängt, trotzdem sie weiß, daß Du einen Men- schen umgebracht, das begreif' ich nicht, da ist Hererei im Spiel, und das brennt mir in der Seele, und darum kann keine Freundschaft zwischen uns sein. Jetzt hab' ich's Dir gesagt, jetzt weißt Du, wie wir zu einander stehen.“ Er hatte die letzten Worte mit bebender Stimme gesprochen, Thränen traten ihm in die Augen. Er fuhr mit der Hand über das Gesicht, um die Zeugen seines ohnmächtigen Grolles zu verwischen, wandte sich um und eilte davon.

Monate waren verstrichen. Der Winter war in's Land gekommen, ein strenger Winter mit Eis und Schnee. Der rauhe Nord blies tagelang und thürmte den Schnee süßhoch in der Fahrstraße auf, welche Unguren mit der Kreisstadt verband, so daß das Städtchen oft Wochen hindurch von jedem Verkehr abgeschnitten war. Dann herrschte so tiefe Stille in Unguren, als wäre alles Leben darin aus- gestorben. Und in der Schenke des Mosh Nle war es dann auch einsam, still und traurig; die Tage spannen sich einformig ab und nur ab und zu an Sonn- und Feiertagen herrschte etwas Leben darin, wenn Grigorie's Fiedel daselbst ertönte.

Bei solchen Gelegenheiten pflegten sich die alten Stamm- gäste zu einem Trunk einzufinden; Pope Anastas, Florea Striga-in-drum und Nicu Cocostief. Und wenn diese drei Zecher in der behaglich durchwärmten Wirthstube saßen, Jeder ein Gläschen Wein vor sich, dann pflegte man auch von Margarit zu sprechen, von dem aber Niemand wußte, wo er sich herumtrieb. Später wurde aber auch in diesem Kreise Margarit's Name immer seltener genannt und schließlich, da keine Kunde von ihm kam, galt er als ver- schollen; man sprach nicht mehr von ihm, er war vergessen. Aber Sanda vergaß diesen Menschen nicht, ihn nicht und die Worte nicht, die er ihr beim Abschied gesagt, und das Versprechen nicht, daß er in der Boboteazanacht wieder kommen werde. Sie sprach zwar weder mit ihrem Vater noch mit Miron über ihn, aber ihre Gedanken hingen un- ablässig an dem geliebten Mann, dessen Bild, so wie es ihre Phantasie gebildet, stets vor ihr schwebte bei Tag und bei Nacht und bis in ihre tiefsten Träume sie verfolgte. Mosh Nle konnte aus seinem Kinde nicht recht klug wer- den; sie war so gut und lieb wie früher und zärtlicher noch zu ihm als sonst; aber all' die vielfachen Anzeichen einer tiefen, reinen Liebe in einem jungen Mädchenherzen — das stille, stundenlange Hinbrüten, das jähe Erwachen aus ihrer träumerischen Selbstvergessenheit, die seltsame Lustigkeit, welche sein Kind überkam — all' dieß war dem scharf- blickenden Vaterauge nicht entgangen. Wohl flog ihm manchmal der Gedanke an Margarit durch den Kopf, aber da Sanda nie von ihm sprach, so wagte er nicht in ihrer Gegenwart seinen Namen zu nennen. Aber je seltsamer das Gebaren seiner Tochter sich gestaltete, je mehr in ihm der Verdacht sich befestigte, daß eine fremde Gewalt von der Seele seiner Sanda Besitz genommen, um so ängst-

licher, besorgter und aufmerksamer wurde die Liebe des Greises für sein blindes Kind. Es verging keine Woche, in der er ihr nicht irgend ein neues Geschenk überreichte: Kleider, Schuhe, Kippstühle, Handspiegel, Bonbons und was er sonst an guten und schönen Dingen in der Stadt oder bei Hausfreien aufstreifen konnte. In den langen Winterabenden pflegte er bei ihr zu sitzen, und dann mußte Miron aus allerhand alten Zeitungen die Romanfeuilletons vorlesen. Mit dem Lesen wollte es anfangs nicht recht vorwärts gehen, denn seitdem Miron in die Geheimnisse des gedruckten Wortes eingeweiht worden, waren zwölf Jahre verstrichen, während welcher Zeit er nur selten Gedrucktes zu Gesichte bekam. Aber er gewann nach und nach eine gewisse Übung in der Lektüre. Die Liebesgeschichten, die er vorlas, kamen Miron höchst komisch vor, aber sein gesunder Menschenverstand sagte ihm, daß dergleichen Dinge ein junges Mädchen interessieren müssen. Und dem war auch so, denn nach der Lektüre pflegte Sanda über das Gehörte lange zu sprechen und ihr Urtheil über die Charaktere der geschilderten Romanhelden abzugeben. Am wohlsten war es aber Miron, wenn er von den Operationen der großen Augenärzte zu Wien erzählte, zu denen er nächstes Frühjahr mit Sanda zu fahren fest entschlossen war. Sanda hörte diesen Erzählungen mit halbem Ohre. O, wenn sie hätte reden dürfen, sie hätte ihrem Vater gesagt, daß der Tag, da sie wieder gesunde Augen haben werde, gar nicht so ferne sei und daß hiefür keine umständliche und kostspielige Reise nach Wien, sondern bloß eine Wanderung zum Kloster hoch oben auf dem Teufelsfelsen nötig sei. Es drängte sie oft, ihm dieses Geheimniß zu enthüllen, aber Margarit hatte es ihr verboten. Und dann, welche glückliche Ueberraschung würde es für den armen alten Mann sein, wenn sie plötzlich vor ihm tritt, ihm die Hand zum Grusse reicht, ihm mit offenen Augen in's Gesicht blickt und er sie verblüfft anschaut und seinen Augen nicht trauen will und in sprachlosem Entzücken vor ihr steht und lacht und weint und sie dann jubelnd an's Herz drückt und Miron hereinstürzt. . . O, wie wird Miron erstarrt dastehen, wenn er ihre gesunden Augen sieht! Und die wunderbare Post wird durch ganz Ungarn von Haus zu Haus fliegen und den ganzen Tag wird Groß und Klein und Alt und Jung in die Schenke strömen, um sich mit eigenen Augen vom geschehenen Wunder zu überzeugen.

Und wenn sie dann ihrem Vater erzählt, daß sie ihr Glück dem Margarit verdanke, daß sie ihn liebe, sein Weib werden wolle, dann wird er sicherlich ihren Herzensbund segnen und mit ihnen fortziehen in ein fremdes Land, wo man den Margarit nicht kennt und wo für sie Alle ein neues, glückliches Leben anfangen werde. . .

So oft Sanda in diesen süßen Träumereien sich wiegte, schwellte ihre Seele ein unendliches Glück, das sich in einer übersprudelnden Lustigkeit kundgab. Das sonst so traurige, so sinnige Mädchen konnte dann so hell, so aus vollem Herzen lachen und übermüthig wie ein Kind in der Stube herumtollen, den Miron necken und ihm allerhand Schabernack anthun. Aber so jäh diese lodernde Fröhlichkeit sie zu überkommen pflegte, so urplötzlich verschwand sie; dann lauerte sie sich in einen Winkel der Stube hin, ward traurig und verschloffen, und alle Bemühungen Miron's, ihr ein Wort zu entlocken, waren vergeblich. Der arme Bursche litt unsäglich darunter. Der Gedanke, daß vielleicht Margarit die Ursache der seltsamen, launenhaften Stimmung Sanda's sei, wirbelte auch ihm durch den Kopf, nagte an seinem Herzen und verschleuderte oft Nächte hindurch den Schlaf von seinen Augen. Aber sich hierüber volle Klarheit zu verschaffen, vermochte er doch nicht, so sehr er sich auch bemühte. Sprach er von Margarit, erzählte er von seinem früheren Leben, wo er sich überall herumgetrieben, und wie er stets den Dirnen nachgerannt, so senkte sie das Haupt und hörte ruhig zu; stellte er manchmal direkt die Frage an sie, ob er ihr gefallen, ob sie an ihn denke, da zuckte es wohl um ihren Mund und eine leichte Röthe flog über ihre Wangen, aber sie entgegnete keine Sylbe; wurde er dringender, so pflegte sie jäh aufzustehen, ihn unwillig zu verlassen und oft tagelang kein Wort zu ihm zu sprechen. Je mehr sich Miron davon überzeugte, daß er sich vergebens bemühe, in ihr geheimes Seelenleben einzudringen, desto schwerer wurde es ihm in der Seele, er ward immer düsterer und verschlossener. Er konnte dann stundenlang neben Sanda sitzen und sie betrachten, ohne hiebei ein Wort zu sprechen. Und doch trieb es ihn, ihr wenigstens einmal offen zu bekennen, wie lieb, wie unendlich lieb er sie habe und wie elend er sei. Er wußte freilich, daß ihm dieses Bekenntniß nichts nützen werde. Aber schon der Gedanke, sich einmal offen auszusprechen zu können, machte ihn glücklich. Er brütete darüber, wie er es ihr sagen sollte, er legte sich alle Worte zurecht und sogar ihre Antwort auf sein Verständniß.

Als er aber an einem Januarabend mit ihr allein in der Stube war und sich nahe zu ihr setzte, um ihr das große Geheimniß, das er still mit sich herumtrug, zu enthüllen, da konnte er doch nichts mehr über die Lippen bringen als die stammelnden Worte: „Weißt Du, Sanda, es hat Dich kein Mensch auf der Welt so lieb wie ich!“ Er war dabei todtenbleich geworden und seine Hand, mit der er die Lehne des Stuhles, auf dem sie saß, gefaßt hatte, zitterte, als hätte er das Fieber. Sie schien kaum gehört zu haben, was er ihr gesagt. Darum wiederholte er die wenigen Worte, und als sie auch dießmal nichts darauf ent-

gegnete, da blitzte es zornig in seinen Augen, er stampfte mit dem Fuß auf die Diele und rief:

„Nicht einmal ein einziges Wort findest Du als Antwort auf das, was ich Dir sage!“

Sie fuhr wie aus einem Traume empor, strich mit der Hand über die Stirne und fragte rasch:

„Nicht wahr, Miron, heute haben wir Dienstag und Freitag ist Boboteaza, also noch drei Tage bis dahin. Ist es so, Miron?“

„Ja, drei Tage,“ sagte er düster, das Mädchen verwundert anblickend.

„O, wenn ich die drei Tage verschlafen könnte!“ sagte sie leise vor sich hin. Dann erhob sie sich und rief lustig aus: „Weißt Du, Miron, Du bist ein so guter Junge und ich habe Dich recht lieb. Warte, es werden noch schöne, glückliche Tage kommen, und dann wollen wir Alle recht fröhlich sein.“ Sie schlang den Arm um seinen Nacken, küßte ihn leicht auf die Augen, dann schob sie ihn der Thüre zu und lachte: „Mach, daß Du nach Hause kommst, es ist schon spät, ich will schlafen gehen.“

(Schluß folgt.)

Das Regenmädchen.

(Bild S. 601.)

Prächtig stehen die Saaten in den fruchtbaren Thälern des wiedererstandenen Königreichs Serbien. Der Himmel ist blau und wolkenlos und die Sonne senkt hernieder, als wolle sie ihre ganze Wärme ausstrahlen, um Weizenhalme und Raisschäfte goldgelb zu färben und den letzten Rest Flüssigkeit aus ihnen zu verdampfen. Besorgnißvoll blickt der Landmann zum Himmel; wenn kein Regen kommt, ist Alles verloren, die Dürre wird Alles vernichten.

Nacht der Himmel keine Miene, an der traurigen Situation zu ändern, wie sehr man ihm dieß auch durch Gebete und Projessionen nahegelegt, so ist der Aberglaube stets bei der Hand, um der Natur auf übernatürlichem Wege ein Schnippen zu schlagen.

Ein Mädchen, Dodola genannt, zieht in Begleitung anderer Mädchen von Haus zu Haus. Das Dodolamädchen ist mit Gräsern und Blumen umwunden, oft ist sogar das Gesicht vor den Pflanzen ganz verdeckt. Die anderen Mädchen gießen Wasser über das Dodolamädchen — in einigen Gegenden begießt sie die Hausfrau — und singen dabei Lieder, worin sie Regen ersuchen.

Geben wir zu Gott dem Herrn,
Daß er Regen mög' bescher'n;
Tränke Felder und die Wiesen,
Raiss und Weizen mögen sprießen,
Ährner in die Halme schießen.
Oj dodo, oj dodo!

Dieser Refrain folgt übrigens jeder Zeile. Ein anderes hübsches Dodolalied ist das folgende:

Dola betet um den Regen,
Um den kausen, warmen Regen.
Werde nah im Felde, Bauer,
So der Pflüger wie der Dauer.
Alles, was die Hände regt,
Danke dem Himmel tiefbewegt.

Diese Sitte hat sich aus der heidnischen Epoche erhalten, der Name Dodola war derjenige der Regengöttin. Viel häufiger als diese wird Selja, die Göttin der Liebe, in den Volksliedern der Serben angerufen.

Nachdem das Dodolamädchen ihre Schuldigkeit gethan, wird sie von der Hausfrau beschenkt und zieht weiter, um vor einer andern Thüre neuerdings begossen zu werden.

Auf dem Wege singt sie mit ihren Begleiterinnen ein passendes Lied:

Wir Mädchen ziehn von Haus zu Haus,
Dodola wie ein Blumenstrauch;
So mögen auch die Wolken eilen,
Da Regen Raiss und Weizen heilen.
Oj dodo, oj dodo!

Das Begießen mit mehr oder minder kaltem Wasser hat schon manches Dodolamädchen um ihre Gesundheit gebracht, einige vielleicht auch um's Leben. Daher verschmähen es die herrlichen Mädchen in reicheren Gegenden, die Rolle einer Dodola auf sich zu nehmen. Dort — so im ungarischen Banat — nähren braune Zigeunermädchen diesen Aberglauben der Serben aus und ziehen als Dodolaregenmädchen umher, für den kältesten Aufguß blanke Silberlinge einheimend.

Einen der herrlichen Dodolalieder ähnlichen Gebrauch haben auch die Slovenen. Hirtenmädchen bekleiden eine Geißel mit einem Mantel aus Binsegeschicht, begießen sie dann mit Wasser und singen dabei: Vetrta-baba (weiße Frau, eine Fee) gib uns Weizen, unseren Kühen Gras und Futter.

Hoffen wir, daß die Regenmädchen nicht vergebens begossen wurden und daß eine reiche Ernte ihre Aufopferung belohnt.

Marins Hecht.

Eine flüchtige Welt.

(Bild S. 604.)

Das Leben ist ein Traum — so sagen Dichter und Denker. Es ist ein dunkelfarbiger Schein, der plötzlich vergeht, wie er entstanden, flüchtig schwebt er vorüber an untern Blicken und ehe wir es ahnen, stehen wir am Ende unserer Lebensstages; der Traum ist aus und die anderen Menschen träumen weiter. Es ist viel Wahres an diesem Bilde. Der bunte, oft so überraschende Wechsel der Dinge, die Vergänglichkeit aller irdischen Güter, der seltsam schnelle Verlauf der Zeit lassen uns das Leben wie ein Märchen erscheinen, das vor unserem innern Auge vorbeizieht, uns jedoch dabei das Haar bleicht und in unser Gesicht tiefe Falten gräbt. Das Leben ist kurz und die Zeit des reinsten, schönsten Glückes — die der Kindheit. Da sehen wir noch keine Spalten, keine Abgründe, Alles ist vollkommen und nur für uns, zu unserer Lust und Freude geschaffen. Das Wort „entbehrten“ existirt noch nicht

für uns, mißlingen kann uns nichts, denn unsere kleine Welt hält uns Alles, was sie unserem kleinen Kopf verspricht. Die Seifenblase, die unserem Thronröhrchen entsteigt, ist uns eine wunderbare Schöpfung, es gibt nichts Herrlicheres in der Welt in dem Momente, als sie von uns hervorgerufen emporsteigt; wir erscheinen uns als Schöpfer dieses Jaubers hochbeglückt und denken nicht daran, daß sie ein so wahres Bild unseres Lebens, unseres Strebens sind, ahnen nicht, daß wir einst mit Wehmuth uns jener glückseligen Zeit erinnern werden, da wir noch Seifenblasen machten und vollkommene Befriedigung in jenem flüchtigen Spiel, das uns der Inbegriff einer Welt dünkte, fanden.

Die Leichenfeier für Prinz Friedrich Karl in Potsdam.

(Bild S. 605.)

Im vorigen Hefte der „Illustrierten Welt“ finden unsere Leser Porträt und eine Lebensskizze des weltbekannt gewordenen preussischen Heerführers und Hohenzollernprinzen Friedrich Karl, dessen überraschend schneller Tod allgemein eine so große Theilnahme hervorrief. Für diese Nummer ist es uns gelungen, ein Bild der hochinteressanten, eigenartigen Leichenfeier, die Ausbahrung der Leiche des Verstorbenen in der Garnisonkirche zu Potsdam, unseren Lesern vorzuführen, nach der Zeichnung eines Künstlers, dem es glückte, Augenzeuge dieser Feiertlichkeit zu sein. Die Feier verlief folgendermaßen. Die sterbliche Hülle des Prinzen wurde unter düsterem und grobhartigem militärischen Gepränge von der Dorfkirche in Glienicke nach der Garnisonkirche in Potsdam überführt. Dort waren Tag und Nacht viele Arbeiter beschäftigt gewesen, um das Gotteshaus für die Trauerfeier herzurichten. Im ganzen Mittelchiff waren sämtliche Bänke entfernt, um auf diese Weise mehr Raum zu schaffen. Das Innere der Kirche ist überaus einfach, und die Wände sind bloß weiß getüncht. Alle drei Gallerieen wurden rings herum mit schwarzem Tuch ausgeschlagen und ebenso die unten stehenden geliebten Bänke und Stühle schwarz belegt. Aus dieser düstern Umgebung ragten, wie die Zeugen der großen Thaten des Verstorbenen, die Adler, Fahnen und Standarten, welche 1866 und 1870 erobert wurden, an den sämtlichen Säulen und Pfeilern der Kirche hervor, und zu diesen Trophäen gesellen sich diejenigen aus den Befreiungskriegen. Konnte es wohl einen würdevolleren Platz zur Trauerfeier geben als diese Kirche, in der außerdem auch die großen Könige Friedrich der Große und sein Vater ruhen. In der Mitte des Schiffs gegenüber der großen Königloge war ein großes, schwarz ausgeschlagenes Podium errichtet worden, mit einem großen, mit Hermelin besetzten iila Teppich belegt. Rings herum standen etwa zwölf Sessel, ganz umstört, mit ebensoviel von Silberstoff bezogenen Kisseln belegt, welche die Orden des Verstorbenen aufnahmen. Rechts und links erblickte man sechs mächtig große silberne Kandelaber, jeder zu dreißig Lichtern, und der Hintergrund glich einem Palmenhain, den königlichen Gärten von Glienicke und Sanssouci entnommen. Neben der königlichen Loge hatten das diplomatische Korps, die Minister und die Generalität ihre Plätze und auf den Gallerieen saßen die Deputationen und die in der Parade nicht beschäftigten Offiziere und Mannschaften, außerdem die Damen der hiesigen Aristokratie. Links vom Altar erhielt die gesammte Dienerschaft des Prinzen ihren Platz.

Die feierliche Einsegnung der sterblichen Hülle des Prinzen fand in programmmäßiger Weise statt. Um 11¼ Uhr erschien der Kronprinz in Vertretung des Kaisers und Königs, der König von Sachsen, die Frau Kronprinzessin, die Frau Landgräfin von Hessen, der Prinz von Sachsen-Altenburg und Gemahlin, der Erbprinzherzog und die Erbprinzherzogin von Oldenburg und der Herzog und die Herzogin von Coonaught, Prinz und Prinzessin Wilhelm, Prinz und Prinzessin Albrecht von Preußen, sowie die zur Beizehungfeier eingetroffenen fürstlichen Gäste. Ferner waren erschienen: das diplomatische Korps, die Staatsminister, die Generalität, die General- und Flügeladjutanten, die militärischen Deputationen, Deputationen der städtischen Behörden von Berlin und Potsdam, der Rektor der Universität Berlin, die Offiziercorps von Berlin, Spandau, Charlottenburg und so weiter, sowie ein außerordentlich zahlreiches Trauergesolge. Auf dem mit Blumen und Kränzen auf das Reichste geschmückten Sarge ruhte der Sattel des Prinzen. Die Feier wurde mit dem Chorgesänge „Ja, weiß, daß mein Erbdöhr lebt“ eröffnet, hieran schlossen sich der Gesang der Gemeinde „Christus, der ist mein Leben“ und die Gedächtnisreden der beiden Hofsprecher. Nach dem Gebet und dem Vaterunser sang der Chor das Amen, worauf die Einsegnung der sterblichen Hülle unter den Ehrensalben der Infanterie und Artillerie erfolgte. Hierauf ließen die allerhöchsten und höchsten Herrschaften sich an dem Sarge des verewigten Prinzen auf den Knien zu stillem Gebet nieder. Der Sarg wurde alsdann auf den von acht Pferden gezogenen Leichenwagen getragen, worauf der Zug sich 10 Minuten nach 12 Uhr durch das von der Potsdamer Garnison und den Kriegervereinen von Berlin, Potsdam und Umgegend gebildete Spalier nach Nikoltskoe in Bewegung setzte, wo die Beizehung in der Familiengruft in aller Stille im engsten Kreise der königlichen Familie erfolgte.

Die amerikanische Fauna.

Im Gegensatz zu der Auffassung, welche der eingeborenen Fauna Nordamerikas nur eine untergeordnete Bedeutung beilegte, haben die Untersuchungen der amerikanischen Gelehrten Leydy, Cope und Marsh es über allen Zweifel erhoben, daß Nordamerika bereits in der Tertiärzeit eine selbstständige, durch außerordentliche Reichhaltigkeit sich auszeichnende Fauna, die sich hauptsächlich in den zu beiden Seiten des Felsengebirges gelegenen Gegenden konzentrierte, besaß und daß die neue Welt, weit entfernt davon, von der alten Welt mit Säugethieren kolonisiert worden zu sein, im Gegentheil über eine damals zwischen Nordamerika und dem nördlichen Europa bestehende Landbrücke (dieser verband, wie die Tiefseelethung lehrt, zunächst die Länder der Hudsonsbay mit Grönland, letzteres hing durch eine ebensolche Landverbindung mit Island, Island wiederum mit der Inselgruppe der Färder, den Orkneyinseln und Hebriden, sowie mit Schottland und Norwegen zusammen) zahlreiche Thierpezis nach Europa jandte.



Eine flüchtige Welt. Originalzeichnung von J. P. Wexler. (S. 603.)



Leichenfeier für den Prinzen Friedrich Karl in der Garnisonkirche zu Potsdam. Originalzeichnung von Professor E. Doepler. (S. 603.)

Auf Capri.

Novelle

von

Konrad Selmann.

(Fortsetzung.)

Cosimo brachte das Alles in einem munter sprudelnden Ton hervor, und die dunkelbärtigen Männer, die um Don Peppino's Lager standen und ihre rothen phrygischen Mützen auf dem Kopfe hatten, stießen sich dabei an und lachten. Es lag in ihrer Aller Natur nicht, einem überstandenen Schreckniß noch lange nachzusinnen oder von dem, was sie gethan, viel Aufhebens zu machen. Und als Don Peppino ihnen seine Hände entgegenstreckte und, noch immer wie traumverwirrt, seine Dankesworte stammelte, da zeigten sie ihm ihre weißen Zähne und schüttelten abwehrend ihre Köpfe. Einer von ihnen aber, derselbe, dessen Stimme Don Peppino zu allererst, langsam aus der Nacht seiner Bewußtlosigkeit auftauchend, vernommen hatte, entgegnete ernst:

„Uns solltet Ihr nicht danken, Signor Beppo, denn wir haben nichts gethan als unsere Schuldigkeit und nichts, was Ihr selber und jeder ehrliche Christenmensch nicht auch gethan haben würdet. Der Zufall führte uns auf unserer Heimfahrt an der Stelle vorüber, wo Euer Boot gekentert war, denn von Eurer Fahrtrichtung wart Ihr weit abgetrieben, und als wir Cosimo's Hülfesruf hörten, kamen wir heran und brachten euch Beide in's Boot. Eine Gefahr war nicht mehr dabei, denn der Wind war schon umgesprungen, und da die See nicht mehr so hoch ging, blies er uns kräftig in's Segel und jagte uns in den Hafen, ohne daß wir ein Ruder hätten aufheben müssen. Und nicht, aber Dem da seid Ihr dank schuldig, Signor Beppo; denn ohne den hätten Euch die Wirbel herabgerissen, und unser Kommen wäre Euch nicht mehr von Nutzen gewesen. Mit Gefahr seines eigenen Lebens — denn einen Uebersturz an Kräften besaß der arme Teufel auch nicht mehr — ist er Euch nachgetaucht, mit Euch von der nächsten Welle überschüttet und dann doch wieder an's Licht gekommen und hat Euch fest im Genick gehalten und auf das Boot gelegt, das hieloben neben ihm her trieb, nun, per bacco, Herr, es ist keine kleine Arbeit gewesen in dem Höllengetöse, und er hätte eben doch selber leicht genug dabei mit draufgehen können; denn wie todt war er auch, als wir nun im richtigen Augenblick anlangten und ihn und Euch in unsern Kahn luden, und lang genug hat er keinen Wack von sich gegeben, so arg hat es ihn mitgenommen. Nein, redet mir nichts drein, Cosimo! Was wahr ist, muß wahr bleiben. Was wir gethan haben, hätte Jeder thun müssen, und das Meiste kommt auf Rechnung des Zufalls dabei, oder die Madonna hat es eben gnädig mit Euch im Sinne gehabt; was Ihr aber gethan habt, das macht Euch nicht Jeder nach, denn es hält' Euch das Leben kosten können, und das geht der Hundertste nicht auf's Spiel, wenn es Einen zu retten gibt, der uns im Grunde nichts angeht. Nein, nein, dawider ist nichts zu sagen, Der da ist wirklich und wahrhaftig Euer Lebensretter, Signor Beppo, und wenn Ihr's ihm danken wollt, so haben wir unsrerseits nichts dagegen.“

Don Peppino hörte das in wachsender Erregung mit an. Nun, da der Schiffer geendet hatte, richtete er sich empor und reichte, an allen Gliedern zitternd, dem braunen Cosimo, der halb ärgerlich, halb verlegen dabeistand, seine Hand hinüber.

„Ihr — Ihr?“ stammelte er dabei, „ohne Euch läß' ich da unten am Meeresgrund? Und ich — ich wollte — O du heiliger Gott, o du gnadenreiche Jungfrau, wie soll ich das je wieder gut machen und wie hab' ich das verdient? Es wär' Euer Recht gewesen, mich sinken zu lassen, Cosimo; denn wenn es anders gekommen wäre, wenn ich in Eurem Fall — wer weiß, was ich gethan hätte! Habt Ihr in jenem Augenblick nicht daran gedacht, Cosimo, daß wir zwei Nebenbuhler sind, und daß Teresina Euch gehörte, wenn ich von meiner Fahrt nicht wieder heimkehrte? Ist Euch solcher Gedanke gar nicht gekommen?“

Cosimo warf erst einen scheuen, argwöhnischen Blick auf den Sprecher, um sich dann hastig zu bekreuzen.

„Was denkt Ihr, Don Giuseppe?“ erwiderte er finster.

„Daß Ihr auch nur ein Mensch seid,“ murmelte Don Peppino, „freilich, ein frommer Mensch.“

Cosimo sann einen Augenblick nach. Erst jetzt schien er völlig zu begreifen, wohin der Andere hatte mit seinen Worten zielen wollen. Und dann lachte er gutmüthig auf.

„Verbt Ihr' ich Euch ja doch nicht, Don Beppo, und weshalb ich die Teresina nicht heirathen kann, ohne Euch und trotz Euch, das wißt Ihr so gut wie ich. Was könnte mir an Eurem Tode gelegen sein? Nein, nein, lebt, so lange es dem Himmel gefällt, und was mich angeht, so habe ich gar nicht erst Zeit gehabt, über Tod und Leben nachzudenken, sondern wie ich Euch sinken sah, bin ich Euch nachgesprungen und habe mir nicht lange Gedanken gemacht, was daraus folgen könnte! Keiner hätte es anders gemacht; ich bin Euer Barkenführer gewesen, und ich mußte für Euer Leben einstehen. Nach Ischia sind wir nicht hinübergekommen, aber heil und gesund sind wir, und damit laßt's gut sein. Wenn mein Boot, das die braven Kameraden da hinter dem Ichn her in den Hafen gezogen haben, wieder zurechtgestellt ist, könnt Ihr mit mir nach Capri

hinüberfahren, denn morgen wird der Golf wie ein Spiegel daliegen und Euer weißer Capri ist ja nun doch versunken.“

Don Peppino gab keine Antwort mehr. Die Schwäche hatte ihn wieder übermannt, er schloß die Augen und lehnte sich müde in seine Kissen zurück. Aber er entschlief nicht. Die Worte, die der schwarzbärtige Schiffer, und die anderen, die der braune Cosimo geredet hatte, waren in ihm lebendig und hallten ihm immerdar vor den Ohren. Er hatte so Vieles dabei zu denken und zu grübeln. Und dann tauchten auch die Bilder, die durch jene Worte geweckt waren, in greifbarer Gestalt vor seiner Seele auf. Er sah sich mit Cosimo wieder im schwanken Rachen über die wild empörte Flut hintanziehen, er hörte das Donnern der Wogen, das Heulen des Sturms und das Prasseln des Gewitterregens, rings um ihn her war nur das quirlende, zischende, gurgelnde Wasser, das ihn in die Tiefe hinabreißten wollte, ihn und Cosimo, gerade so wie er's gewollt hatte in seiner wahnwitzigen, sündigen Verblendung, und nun, gerade nun, wo sein frevelhafter Wunsch in Erfüllung gehen sollte, wo es keine Rettung, keinen Ausweg mehr gab, nun wußte er, daß Cosimo unschuldig war, ebenso unschuldig wie Teresina, und daß er einen Mord beging, der ihm jedes Anrecht auf die ewige Seligkeit raubte, wenn er ihn zu Grunde gehen ließ. Aber er konnte nicht mehr anders, seine sündigen Gedanken wurden ihm zur Strafe; höher, immer höher thürmten sich die Wellen über ihrem Fahrzeug auf, und nun — nun sanken sie Beide in die bodenlose Tiefe. Aber Der, den er hatte verderben wollen, rettete ihn und ward selbst gerettet; der Himmel hatte das Gräßliche nicht geschehen lassen. Und dann dachte Don Peppino an sein Gelübde, das er in der Stunde der höchsten Gefahr auf hoher See vor sich selber abgelegt hatte, und es begann still und friedlich in ihm zu werden. Die Männer, die sein Lager umstanden, sahen ein zufriedenes Lächeln seine Rüge verklären, und bald darnach verkündeten die tiefen, gleichmäßigen Athemzüge vom Lager her, daß Don Peppino entschlummert sei. Sie sahen sich gegenseitig an und nickten befriedigt; es war ein Schlummer, durch den sich der Gerettete zur Gesundheit hinüberschlief. —

Der braune Cosimo hatte richtig prophezeit. Wie ein Spiegel in seiner schimmernden Bläue lag der Golf von Neapel am andern Morgen vor den Fenstern der Fischerwohnung auf Santa Lucia. In den wolkenlosen Aether stieg die lichtgraue Dampfsäule des Vesuv empor, und draußen auf der reglosen Flut schwamm Capri wie ein leuchtendes Märchenbild. Sturm und Wogendrang war vergessen wie ein müßiger Traum, und singend ruderten die rothbemühten Schiffer in ihren Barken auf den Golf hinaus, während am Kai sich das bunte, lärmvolle Leben und Treiben wieder abspielte wie sonst. Auch der braune Cosimo steuerte sein Boot über die von Williariden silberner Sternchen überblitzte Fläche und sang sein „addio, mia bella Napoli“ in den goldhellen Oktobermorgen hinein, als habe es nie eine stürmische Kahnfahrt von Capri nach Ischia gegeben, keine Todesgefahr und keine wunderbare Rettung, oder als läge das Alles doch in weiter, weiter Ferne zurück und dürfe ihm die helle Freude am Dasein auch nicht mit dem leisesten Hauch eines Schattens mehr trüben.

Aber er ruderte allein, Don Peppino war nicht mit ihm gekommen. Der wollte nun doch mit dem Dampfboot nach Casamicciola hinüberfahren und hatte einen Abschied von ihm genommen, als läßen sie sich nicht eher denn nach Jahresfrist wieder. Ein wunderlicher Kauz, dieser Don Peppino! Cosimo Lauri konnte nicht klug aus ihm werden. Hatte er ihm nicht heute Morgen fast mit Gewalt eine Tausendlirenote aufdringen wollen zum Lohne für die Lebensrettung und war er nicht so zornig geworden, wie man es dem kleinen Manne nun und nimmermehr zugetraut haben würde, als er, Cosimo, sich geweigert, sie anzunehmen? Tausend Lire! Cosimo hatte so viel Geld überhaupt noch nie bekommen gesehen, und verwundert hatte er den bunt bemalten Schein angestarrt, der ein ganzes Vermögen für Den bedeuten sollte, der ihn besaß. Aber annehmen konnte er ihn nicht, wenn ihm Don Peppino auch hundertmal versicherte, daß er dadurch noch nicht arm werde, sondern mehr solcher Papiere daheim auf Capri liegen habe; für das, was er gethan hatte, ließ sich Cosimo Lauri nicht bezahlen. Und was hätte er mit dem vielen Gelde auch wohl angefangen? Teresina blieb ja doch immer Don Peppino's Braut, und eine Andere — nein, es gab noch viele hübsche Dirnen auf Capri, aber eine andere wäre ihm doch nicht recht gewesen.

Darum war Alles gut so, wie es war. Aber weshalb mochte ihn Don Peppino wohl plötzlich heute Morgen nach dem Bruder seiner Mutter ausgefragt haben, gerade kurz nachdem er die tausend Lire so entschlossen zurückgewiesen, und ob es denn wirklich wahr sei, daß man von dem Verschollenen, der seiner Zeit nach Südamerika ausgewandert war, weil er einen Bostwächter, der ihn bei einer Schmuggelfahrt überrascht, schwer verwundet hatte, niemals wieder etwas gehört habe? Und weshalb hatte Don Peppino, als er erfahren, daß Jener niemals wieder das Geringste habe von sich hören lassen und daher vermuthlich längst todt und begraben sei, so geheimnißvoll mit den Augen gezinkert und die Andeutung fallen lassen, da könne ihm, dem braunen Cosimo, ja noch einmal ganz unerwartet eine Erbschaft in den Schoß fallen und ihn zum reichen Mann machen, denn daß Die da drüben Alle ihr Glück fänden, da sie das rothe Gold ja nur mit dem Spaten aus der Erde graben dürften, sei bekannt, und eher, als bis er todt sei, werde man schwerlich etwas von dem Verschollenen hören, der die Gerichte

noch lange nicht auf seine Spur bringen werde, dann aber auch gewiß; denn da drüben gäbe es auch Tribunale und Advokaten und so ohne Sang und Klang, das heiße in diesem Falle ohne Erbschaftsregulierung, könne Keiner auf fremder Erde begraben werden.

Zu dem Allen hatte Cosimo recht von Herzen gelacht. Er ein reicher Erbe und durch den verkommenen Mutterbruder Antonio, der wahrscheinlich da drüben längst am Trunk zu Grunde gegangen war! Aber wie Don Peppino nur so plötzlich auf solch' tolle Einfälle gerieth und was ihm daran liegen konnte, in ihm, Cosimo, so närrische Hoffnungen zu wecken? Ach nein, wenn es keine sichereren Aussichten gab, reich zu werden, als jene, dann mußte er, Cosimo, wohl zeitweilig arm bleiben, und anders war es ihm ja auch niemals an der Wiege gesungen worden.

Ueber all' den Gedanken, die ihm durch den Kopf gingen, hatte Cosimo das Singen vergessen und langsam nur tauchten sich seine Ruder in die glühende Flut. Ob Don Peppino damals mit ihm hatte fahren wollen, nur um ihm mitten in der höchsten Sturmesgefahr und angeblickt des drohenden Untergangs das Geständniß zu erpressen, Teresina sei untreu und er, Cosimo, habe sie dazu verführt, es zu werden? Oder ob er gar, — aber nein, das hätte geheißen, Gott versuchen; und doch hatte er ihn gefragt, weshalb er ihn denn den Wellen entriß habe, da sie Beide ja Nebenbuhler seien! Nebenbuhler! Der reiche Don Peppino und er, der braune Cosimo, der froh war, wenn das Geld für Brod, Wein und Tabak sich noch jeden Morgen im Kasten fand. Weg mit den dummen Vorstellungen! Er wollte sich jenes unbeimliche Gefühl, das ihn überkam, so oft er an jene Gewissensfrage Don Peppino's dachte, aus dem Kopf schießen; das war das beste Mittel. Und fester ergriffen seine Hände die schweren Ruder und lauter scholl seine klangvolle Stimme über die schweigenden Wasser hin, und so durch den goldhellen Morgen steuerte er der Heimathinsel zu, deren graue Felsmassen gigantisch vor ihm aufragten und zu ihm hinübergrüßten. —

Auch am folgenden Tage kam Don Peppino nicht nach Capri, und eine volle Woche verging, ohne daß man auch nur das Geringste von ihm gehört hätte. Dann aber langten absonderliche Botschaften von ihm an, die auf lange Zeit hinaus das Interesse des ganzen Dorfes in Anspruch nahmen und allabendlich auf der Piazza vor dem Kaffeehaus von den dort versammelten Honoratioren besprochen und kopfschüttelnd wiederholt wurden.

Don Peppino hatte einen langen Brief an Teresina's Mutter geschrieben, den Don Vittorio ihr hatte vorlesen müssen und den dieser für das nach Inhalt und Styl sonderbarste Schreiben erklärte, das ihm je in die Hände gerathen sei, und das wollte etwas sagen, da so ziemlich die ganze Korrespondenz des Dorfes durch eben diese Hände ging. In dem Briefe aber stand, daß Don Peppino lange Zeit hindurch nicht, vielleicht überhaupt nie wieder nach Capri kommen werde. Der braune Cosimo werde wohl erzählt haben, daß sie auf einer Ueberfahrt nach Ischia in die höchste Gefahr für Leib und Leben gerathen seien, und damals habe er, Don Peppino, in seiner Herzensangst die Madonna um Rettung angefleht und ihr gelobt, wenn sie ihn heil aus Sturm und Seegang wieder an's Land führe, dem Liebsten zu entsagen, was er besitze. Nun sei er gerettet worden, und zwar durch ein offenes Wunder und müsse sein Gelübde treulich einlösen. Das Liebste, was er besitze, sei aber — das habe er nach gewissenhafter Selbstprüfung gefunden — seine Braut Teresina, und dieser müsse er deshalb entsagen. Auch der Priester, den er um Rath gefragt, um jedem Zweifel zu entgehen, habe ihm diese seine Meinung bestätigt und ihn ermahnt, der Madonna sein heiliges Gelübde nicht zu brechen. So sei denn von diesem Augenblicke an Teresina wieder frei, und er hoffe und wünsche, daß sie bald an der Seite eines Andern ihr Glück werde finden können. Er selbst aber, der unter solchen Umständen nicht in die Heimath zurückkehren möge, wo er sein Liebstes verloren, habe sich entschlossen, in die weite Welt zu gehen, und sende vorher noch Allen, die es gut mit ihm meinten, seine Grüße.

In einem zweiten Schreiben aber bestellte Don Peppino seinen alten, langjährigen Verwalter, Giovanni Vaccelli, zu seinem Generalbevollmächtigten, legte die notarielle Urkunde, kraft deren dieser in sein Amt eintreten könne, bei und wies ihn an, einem neapolitanischen Advokaten, den er ihm namhaft machte, alljährlich über seine Verwaltung Rechnung zu legen. Auch Geldgeschenke an die sämmtlichen Arbeiter waren ausgesetzt worden, und — seltsam genug — Keiner war übergangen, bis auf den unansehnlichsten Burschen herab, nur die alte Concetta ging leer aus. Mit keinem Worte war ihrer gedacht, und wenn sie jetzt zu ihrer Schwester kam, war ihre sonstige Verehrsamkeit in Seufzen und Wehklagen übergegangen, und sie blieb dabei, ihr armer Herr, Don Peppo, sei verrückt geworden, und wenn er die Carmela zum Weibe genommen hätte, wie sie, Concetta, es ihm oft genug gerathen, so würde Alles anders gekommen sein, denn man möge nun sagen, was man wolle, die Geschichte mit dem Schiffbruch und mit dem Gelöbniß sei nichts als eine Lüge, und Don Peppo sei einzig und allein an dem Verrath der schönen Teresina närrisch geworden.

Ueber die Gründe war man im Dorf nun allerdings anderer Meinung, aber daß Don Giuseppe Farini überhaupt närrisch geworden sei, das wurde mit ziemlicher Stimmen-einheit daselbst angenommen und an jedem Abend auf der Piazza, so oft die Rede darauf kam, ausbrüchlich bestätigt.

Nur Don Vittorio erklärte den Verschollenen für einen ungewöhnlichen Menschen, dessen Frömmigkeit die höchste Achtung verdiene, und wenn er bei Teresina's Mutter einsprach, klopfte er dem Mädchen auf die Schulter und sagte:

„Du hättest einen braven Mann an ihm gehabt, Teresina, aber die Madonna hat jetzt noch mehr Freude an ihm, als Du je hättest an ihm finden können. Damit getröste Dich in Demuth!“

Es währte aber geraume Zeit, bis Teresina sich tröstete. Denn anfangs war sie sehr ungeduldig über die Art und Weise, wie man ihr ihren Bräutigam abspenstig gemacht hatte, und nun sie wieder hinter den störrigen Grauthieren her nach Anacapri und zum Schloß des Liberius emporlaufen mußte, anstatt in Don Peppino's Hause als Gebieterin zu schalten und zu walten, war es mit ihrer frommen Ergebung übel bestellt, und der kleine, verwachsene Mann, der sie der Madonna aufgeopfert hatte, mußte manche üble Nachrede aus ihrem Munde erfahren, nieg aber auch gleichzeitig erheblich im Werthe.

Dann trat jedoch ein Ereigniß ein, das dem Gerede der Leute auf Capri eine ganz neue Wendung gab und die Erinnerung an den armen, nützlich gewordenen Don Peppino in den Hintergrund drängte. Es war im Frühling, und der braune Cosimo war unlängst von der sizilischen Küste heimgekommen, wo sie ein neues Korallenriff entdeckt hatten, als eines Tages ein gewichtiger, vielfach versiegelter und als Werthsendung deklarirter Brief aus Neapel an ihn anlangte, den er erst aufzuschneiden sich getraute, als man ihn auf der Post feierlich versichert hatte, es könne kein Zweifel darüber bestehen, daß die Adresse an ihn und gerade an ihn laute. Und als er den Umschlag dann behutsam zerschneiden hatte, da zog er eine Anzahl von Banknoten daraus hervor, die er genau so verwundert anstarrte, wie dereinst den Tausendlirechein, den ihm Don Peppino hatte aufdrängen wollen. Als aber der Postbeamte ihm nun auf seine Bitte das beiliegende, mit einem Notariatsstempel versehene große Schreiben vorzulesen begann, da schlug der braune Cosimo ein Mal über das andere die Hände über dem Kopfe zusammen und murmelte immer und immer wieder:

„O Maria santissima, wie habe ich das verdient!“

Denn in dem Schreiben stand, das anbei übersendete Geld, in Summa viertausend Lire, gehöre dem Schiffer Cosimo Lauri und werde demselben von dem unterzeichneten Notar im Namen und Auftrage des in Südamerika weilenden Herrn Antonio Franchi, des Bruders seiner Mutter, zugestellt, welcher letzterer jenseits des großen Ozeans ein reicher Mann geworden sei und seinen armen Nissen und einzigen männlichen Auserwählten dabei gern an seinem Glück theilnehmen lassen wolle. Seinen Aufenthalt dürfe er des auf ihm lastenden Vergehens halber leider noch immer nicht verrathen, weshalb das Geld dem Adressaten durch einen bekannten Notar in Neapel übermittle, auch bedürfe es ja keinerlei Dankagung von Seiten des Empfängers, vielmehr hoffe der Absender, daß jener die Summe zur Begründung eines eigenen Hausstandes benützen und sein Glück finden werde, wodurch er, Antonio Franchi, sich hinlänglich belohnt und bedankt fühlen könne. Somit entbiete er Allen in der alten Heimat seinen Gruß und hoffe, seine besten Wünsche für den braunen Cosimo und dessen Auserwählte würden in Erfüllung gehen.

Nun waren zwar die Leute im Dorf, und vornehmlich die Aelteren unter ihnen, die Don Antonio noch recht gut gekannt hatten, darüber einig, ein solcher Brief und solch ein großmüthiges, freigebiges Geldgeschenk ohne jede äußere Veranlassung entsprächen ganz und gar nicht dem Charakter des verkommenen alten Trunkenbolds und Schmugglers, auch sei es ungläubhaft, daß Jener jenseits des großen Ozeans es zu solchem Reichthum sollte gebracht haben, da er doch dabei nie einen Soldo habe in der Tasche behalten können, ja, Don Antonio müsse nach aller menschlichen Berechnung wohl schon lange hinüber sein und sicherlich ohne Testament, weil er über nichts werde zu testiren gehabt haben; aber das Geld war nun einmal da, zurückschicken konnte man es nicht, und Don Vittorio erklärte, der braune Cosimo dürfe es unbedingt annehmen, denn wahrscheinlich wolle ihm die heilige Jungfrau auf diese wunderbare Art seinen Lohn für die muthige That der Errettung Don Peppino's zukommen lassen.

Der braune Cosimo zerbrach sich auch gar nicht lange den Kopf über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit solchen Wunders, sondern begnügte sich mit der ihm gewordenen Erklärung und wanderte geradewegs mit seinen Banknoten in der Tasche zu dem Häuschen Teresina's, um ihr seinen Schatz zu zeigen und sie ohne viel Umschweife zu fragen, ob sie nun sein Weib werden wolle, da sie jetzt einen bescheidenen Hausstand miteinander gründen könnten, wie es sein Mutterbruder Antonio auch vorgesehen habe, freilich nicht solchen, wie sie ihn mit Don Peppino hätte führen können, aber doch einen, in dem sie alle Beide glücklich werden dürften. Und Teresina besann sich gleichfalls nicht lange, sondern fiel dem braunen Cosimo unter Lachen und Weinen um den Hals und gestand ihm, was er ja ohnehin schon wußte, daß sie immer nur ihn lieb gehabt habe und mit dem Andern doch niemals glücklich geworden sein würde.

Und nun mochten die Leute noch so viel kopfschütteln und sich allerlei wirre Kombinationen zusammenstellen, wie zum Beispiel, es sei wohl gar Don Peppino gewesen, der das Geld an Cosimo Lauri gesandt habe, da der ja nun auch nach Amerika gegangen sei und dort vielleicht den

sicherlich in Noth und Elend verkommenen Don Antonio gefunden habe, in dessen Namen er dann das Geschenk an seinen Lebensretter übermittle; der braune Cosimo und Teresina wurden in aller Form Rechtsens von der Kanzel aufgebeten und, als die Bartezeit erfüllt war, von Staat und Kirche für rechtlich verbundene Eheleute erklärt. Sie hatten ihr kleines Anwesen, bauten sich selber ihre Feldfrüchte, verdienten durch Fischfang und Handarbeit in den Oliven- und Citronengärten ein Uebriges dazu und lebten, wie nur ein junges, gesundes, genügsames Ehepaar unter dem gesegneten Himmel des felseneilands im Golf von Neapel leben kann: froh, glücklich, um das Morgen unbekümmert und dem Genuß des Heute voll hingegeben. Sie hätten mit keinem andern Menschenpaar auf Erden getauscht.

Als ihnen dann nach Jahresfrist ein Mädchen geboren wurde, nannten sie es Giuseppina; so hatte es die junge Mutter gewollt, denn sie meinte erröthend, ohne Don Giuseppe's Entsagung wären sie Beide ja doch nun und nimmermehr zusammengekommen, und da man ihm das Glück verdanke, das ihnen zu Theil geworden, so sei es auch recht und billig, ihre Erstgeborene nach ihm zu benennen. Cosimo hatte sicherlich nichts dawider. Auch er mußte jetzt mandesmal mit seltsamen Empfindungen an seine stürmische Fahrt denken, zu der ihn Don Peppino damals gleichsam gezwungen hatte und durch die Jener seines Glücks verlustig geworden, während er selber ohne sie das seine niemals erreicht hätte. Die Eheleute aber waren Beide der Meinung, Don Peppino thue am geschicktesten, nun bald wieder nach Capri und auf seinen Weinberg zurückzukehren, da doch über die ganze wunderliche Geschichte jetzt bereits Gras gewachsen sei und sie in Frieden und Freundschaft miteinander verkehren könnten; an ihnen wenigstens sollte es gewiß nicht fehlen. Um so öfter sprachen sie davon, als jetzt das Gerede im Dorfe ging, Don Peppino sei gar nicht nach Amerika ausgewandert, sondern lebe in Neapel und sei dort während der verfloßenen Jahre zu wiederholten Malen von capresischen Schiffen gesehen worden.

Wie viel an dem Gerücht wahr sei, erfuhr man niemals. Jedenfalls vergingen noch mehrere Jahre, während derer Don Peppino nicht hinkam und während derer man nichts von ihm vernahm. Sein Weinberg wurde nach wie vor bearbeitet, der alte Giovanni waltete treu seines Amtes und legte alljährlich seine Rechnungen vor, aus denen sich ergab, daß Don Peppino's Hab und Gut sich ständig vermehrte, und immer seltener wurde aus Capri der Name des kleinen, verwachsenen Mannes vernommen, der in Sturm und Noth dereinst der Madonna gelobt hatte, seiner Braut zu entsagen, wenn sie ihn retten wolle.

Dann aber klopfte eines Sommerabends ein Mann in braunem Hitz und abgeschabtem Mantel an der Pforte des Hauses, das dem verschollenen Don Giuseppe gehörte, und als die alte Concetta, die nur noch gebüht an ihrem Krückstock umherschlich, öffnete, um zu fragen, was es denn gäbe, da wäre sie beinahe vor Schreck und Entsetzen hintenüber auf die Steinfliesen des Korridors gefallen; denn eine Stimme, die sie kannte, aber lange, lange Zeit nicht mehr gehört hatte, erwiderte ihr: „Guten Abend, Concetta. Ich bin's; laßt mich herein!“

„Jesus, Maria und Joseph!“ stotterte die Alte und bekreuzte sich einmal über's andere. „Ihr, Don Peppino? Wahrhaftig Ihr! Und kommt wie ein Dieb in der Nacht, ohne daß Einer darum weiß? Und ich habe keinen Imbiß für Euch und bin inzwischen so alt geworden, daß ich Euch nicht einmal die Hände geben kann, um Euch zu begrüßen, weil ich sie von meinem Stock da nicht loslassen darf. Jesus, Maria! Ihr? Und Ihr kommt geraden Weges aus Amerika?“

„Laßt mich nur einstweilen eintreten,“ unterbrach Don Peppino endlich ihren Redestrom, „und sorgt nur für einen Schluck Wein, sonst benöthige ich nichts.“

„Und Ihr bleibt jetzt hier, für immer hier, Don Beppo?“

„So Gott will, ja, Concetta.“

„Jesus, Maria! Daß ich das noch erlebe, Don Beppo! Und was wird die Carmela dazu sagen, daß Ihr da seid; Ihr wißt doch, meiner Schwester Kind, die Ihr immer so gern hattet. Und die Teresina ist verheirathet, das wißt Ihr wohl schon? Hat sogar schon ein Kind von vier, fünf Jahren; was weiß ich? Die hat Euch nicht lange nachgeweint, Don Beppo, und der braune Cosimo ist's natürlich geworden; seit er die Erbschaft gemacht hatte, konnte er ja freien gehen. Jesus, Maria! Wer das gedacht hätte, als Ihr damals Abends plötzlich verreisen wolltet, Ihr würdet erst nach langen Jahren wiederkommen! O du gebenedeite Mutter Gottes, was sind das für Jahre gewesen! Aber nun, nun kann ja Alles doch noch gut werden; denn die Teresina hätte Euch ohnehin nicht verdient, und was ich damals im Weingang belauscht hatte: Ihr wißt, Don Beppo!“

„Concetta!“ unterbrach er sie abermals und jetzt mit zornigem Ton.

„Ja freilich, ja, Ihr hab's ja verboten, Don Beppo, aber wahr muß wahr bleiben und die Zeit hat mir Recht gegeben. Aber nun kommt nur, kommt; den Wein sollt Ihr haben, und er ist gut gerathen dieß Jahr, Don Beppo, sehr gut. Jesus, Maria! Ich kann's noch immer nicht begreifen, daß Ihr nun wirklich da seid!“

Und damit gingen sie Beide endlich selbänder in's Haus. Dort aber, beim Schein der Lampe, hob Concetta's Er-

staunen, und diesmal ein Erstaunen Schmerzlicher Art, von Neuem an. Als er Hut und Mantel abgelegt hatte und nun so schweigend und in sich versunken bei seinem Wein da saß, sah Don Peppino nicht um Jahre, sondern um Jahrzehnte gealtert aus. Sein Antlitz war bleich und schmal und ein dichter schwarzer Bart umrahmte es, aber durch ihn ebenso wie durch das krause Haupthaar zog sich ein grauer, schon in's Weißliche spielender Schimmer hin. Auch die Augen lagen tief, und über die Flügel breitete sich ein nachdenklicher Ernst.

„Heiliger Himmel!“ rief Concetta, als sie ihren Brodbherrn so wieder am alten Plage sitzen sah, „wie seid Ihr alt geworden, Don Beppo! Freilich, wenn man über's große Wasser gekommen ist. Nun, nun, was thut's? Euch nimmt doch noch Jede, die Ihr drum fragen wollt, und ich wüßte Euch schon Eine, die treuer an Euch hängen würde, als des Cosimo Lauri Teresina es gethan hat.“

Aber Don Peppino wollte den Namen dieser Einen nicht hören, weder am ersten Abend noch in der Folgezeit, so oft Concetta auf ihr Lieblingsöthema zurückkam. Schon daß sie dieß überhaupt that, geschah gegen seinen ausdrücklich kundgegebenen Willen, und er litt es eben nur, wie er denn im Allgemeinen so nachsichtig und milde war, wie er es früher nie gewesen. Nur das Reden hatte er sich fast ganz abgewöhnt und er ließ Concetta bei den Maßheiten schwagen, so viel ihr's beliebte, ohne sie mit einem Wort zu unterbrechen. Jenseits des Ozeans müßte die Bevölkerung wohl vornehmlich in Taubstummen bestehen, meinte Concetta, wenn sie ihrer Schwester wieder einmal seufzend von dem Mißerfolg all' ihrer Bemühungen berichtete, Carmela zur Signora Farini zu machen.

Auch bei seinen Arbeitern war Don Peppino schweigend, und außer den nöthigen Anweisungen kam kaum ein Wort über seine Lippen. In die Arbeit selbst aber griff er wieder thatkräftig ein, nachdem er den alten Giovanni Baccelli für treu geleistete Dienste reichlich belohnt hatte. Mühsigen Tragen ging er geflissentlich dagegen aus dem Wege, so daß sich Keiner rühmen konnte, auch nur den geringsten Aufschluß von ihm über sein Leben in den verfloßenen Jahren oder über die Verhältnisse in Amerika, die er ja nun doch aus eigener Anschauung kennen mußte, erhalten zu haben. Selbst auf die Anspielungen, er sei wohl gar nicht drüben gewesen, sondern habe sich während der ganzen Zeit in Neapel aufgehalten, gab er keine Antwort. Ja, wochenlang wußten die Leute in Capri überhaupt nur von Hörensagen, daß Don Peppino wieder daheim sei; denn außer seinen Arbeitern sah ihn Niemand. Er kam nicht in's Dorf, und da er nach Keinem verlangte, ging auch Keiner zu ihm. Nur Don Vittorio, der Priester, hatte sich bei ihm eingefunden, aber was er dem anvertraut haben mochte, das blieb so geheim, als wär' es bei der Beichte gesprochen worden, zu welcher letzterer Don Peppino übrigens außerdem noch in den Dom kam. Aber was der Kurat schon früher geahnt hatte, als Don Peppino's Brief an Teresina's Mutter gekommen war, das wiederholte er gelegentlich auch jetzt noch, wenn die Rede auf den Heingekehrten kam, Don Peppino sei ein außergewöhnlicher und, abgesehen von der neapolitanischen Erbsünde, ein frommer Mensch. Unter jener Erbsünde, gegen die Don Vittorio auf der Kanzel und im Geheimen fortwährend mit schneidiger Beredsamkeit eiferte, verstand er aber, wie allgemein bekannt, die Eifersucht, die schon so oft im Verein mit dem leicht entflammten Zühorn der Südländer zu den unheilvollsten Excessen auf der Insel geführt hatte. Worin Don Peppino gezeigt hatte, daß auch er ihr unterworfen sei, und inwiefern dadurch seiner Frömmigkeit war Eintrag geschehen, begriff freilich Niemand so recht.

Wie Don Peppino ohne die Leute von Capri leben konnte, so konnten auch diese ohne ihn fertig werden; da er einsam bleiben wollte, so blieb er's. Am liebsten von Allen wäre der braune Cosimo mit ihm in näheren Verkehr getreten, zumal sie nun doch so nahe bei einander wohnten und eigentlich als Nachbarn gelten konnten. Aber auch ihm wich Don Peppino aus; und da Cosimo daran denken mußte, daß es ihm weder lieb sein könne, mit Teresina unter so veränderten Umständen zusammenzutreffen, noch auch immer daran erinnert zu werden, wie er nur ihm, dem braunen Cosimo, sein Leben verdante, gab er es auf, seine Nähe zu suchen. Nur durch den alten Giovanni ließ er gelegentlich bei Don Peppino anfragen, ob dieser vielleicht drüben in Amerika seinen Mutterbruder Antonio getroffen habe, von dem ihm seinerzeit ein so hochwillkommenes Geschenk zugegangen sei, aber Don Peppino hatte kurz verneinend geantwortet, und damit war die Sache abgethan.

(Schluß folgt.)

Professor Immanuel Faist.

(Portrait S. 608.)

Anlässlich des Stuttgarter Musikfestes ist der Name Immanuel Faist wieder in weitere Kreise gedrungen und in den Vordergrund der Aufmerksamkeit unserer schnelllebigen Zeit getreten, denn Faist war neben Musikdirektor Seifriz der Leiter der großartigen Musikfeier, welche Mitte Juni in der Hauptstadt Schwabens stattfand. Als einer der Hauptvertreter des so mächtig emporgewachsenen Stuttgarter Musiklebens, als Gründer des weit berühmten Konservatoriums, des Vereins für klassisches Kirchenmusik in dieser Stadt, als Komponist, Dirigent u. c. ist seine Stellung und Thätigkeit in der musikalischen Welt eine bedeutende, sein Name so bekannt und

seine Persönlichkeit so geschätzt, daß es unsere Leser sicher interessieren wird, den Mann im Bilde zu schauen und einige Daten über seinen Lebensgang zu erfahren.

Immanuel Gottlob Friedrich Faißt ist Schwabe von Geburt; er erblickte am 13. Oktober 1823 in Ehlingen das Licht der Welt. Seine Eltern hatten ihn von Klein auf für das Studium der Theologie bestimmt; er selbst aber entwickelte schon sehr frühe eine ausgesprochene Vorliebe und Begabung für die Musik. Namentlich das Orgelspiel betrieb der Knabe mit solchem Eifer, daß er mit neun Jahren bereits im Stande war, als Ersatz für den an Ausübung seines Dienstes zeitweilig verhinderten Organisten selbstständig einzutreten. Gleichzeitig hatte er es auch in seinen Studien der musikalischen Theorie, der Harmonik und Kompositionslehre bereits so weit gebracht, daß er sich an eigene Kompositionen mit annehmbarem Erfolg heranzuwagen konnte. Den Bestimmungen der Eltern gemäß bezog er jedoch in seinem dreizehnten Jahr das protestantische Predigerseminar zu Schöndorf und in seinem siebenzehnten das „Stift“ in Tübingen. Hier, wo Eilcher als Universitätsmusikdirektor wirkte, genoß auch Faißt dessen musikalischen Unterricht und gelangte dadurch immer entschiedener auf diejenigen Bahnen, die für ihn die endgültigen werden sollten. Ein Glück für ihn und seine harmonische Entfaltung war es, daß die Oberkirchenbehörde sich der Einsicht, welchen besondern Schatz der Begabung es hier zu heben galt, nicht verschloß, sondern vielmehr selbst für seine richtige Entwicklung in's Mittel trat. Diese Behörde veranlaßte, daß der talentvolle Jüngling auf Staatskosten entsendet wurde, um seine ganze Kraft dem Studium der Kirchenmusik zu widmen. So finden wir denn Faißt mit einundzwanzig Jahren in Berlin, wo er an Mendelssohn einen freundlichen, seine Begabung schätzenden Berater fand. Faißt verkehrte nunmehr mit Männern wie Dehn, Haupt und Tiele, ohne jedoch ihren unmittelbaren Unterricht zu genießen. Vielmehr entfaltete er sich recht eigentlich als Autodidakt, nur für die Befruchtung seines Talents aus den Anregungen schöpfend, die ihm durch den Umgang mit musikalisch bewanderten und bedeutenden Männern erwuchsen. Jetzt schon erwarb der junge Musiker sich Ruhm, indem er in einer Reihe deutscher Städte als technisch vollendeter Orgelvirtuose konzertierte, worauf er im Jahr 1846 seinen Wohnsitz in Stuttgart nahm, um dieser Hauptstadt seines württembergischen Heimatlandes fortan treu zu bleiben. In das folgende Jahr fällt die oben bereits erwähnte, durch ihn bewerkstelligte Gründung des Vereins für klassische Kirchenmusik, und wieder zwei Jahre später konstituierte sich unter Faißt's wirksamer Beihilfe der Schwäbische Sängerbund, dessen Oberleitung unser Meister als Dirigent des Stuttgarter Liederkränzes, der er



Professor Immanuel Faißt.

schon vorher geworden war, übernahm. Im Jahr 1857 gründete Faißt im Verein mit Lebert und anderen tüchtigen Männern die Stuttgarter Musikschule, die einige Jahre später den Namen und Rang eines Konservatoriums erhielt. Hier wirkte Faißt zunächst nur als Lehrer für Orgelspiel und Komposition; aber schon 1859 übernahm er zugleich als Direktor die Oberleitung dieser Anstalt,

die sich unter seiner Ägide nunmehr längst zu einer der bedeutendsten ihrer Art entfaltet hat. In Anerkennung seines erfolgreichen Wirkens hat ihm der König von Württemberg den Titel eines Professors verliehen, während die philosophische Fakultät der Universität Tübingen ihn für seine „Beiträge zur Geschichte der Klavierfonate“ mit dem Doktorhut bedachte. Auch als Komponist hatte sich Faißt mehrfacher besonderer Auszeichnungen zu erfreuen. So mit dem Stuttgarter Musikleben auf's Innigste verknüpft, weit bekannt als hervorragender Vertreter der edlen Musik in mannigfacher Wirksamkeit hat sein Name in der deutschen Musikwelt den Klang als der eines unserer ersten und besten Musikpädagogen und Dirigenten.

Aus der Saison des Luftballons.

Von

Oskar Cordel.

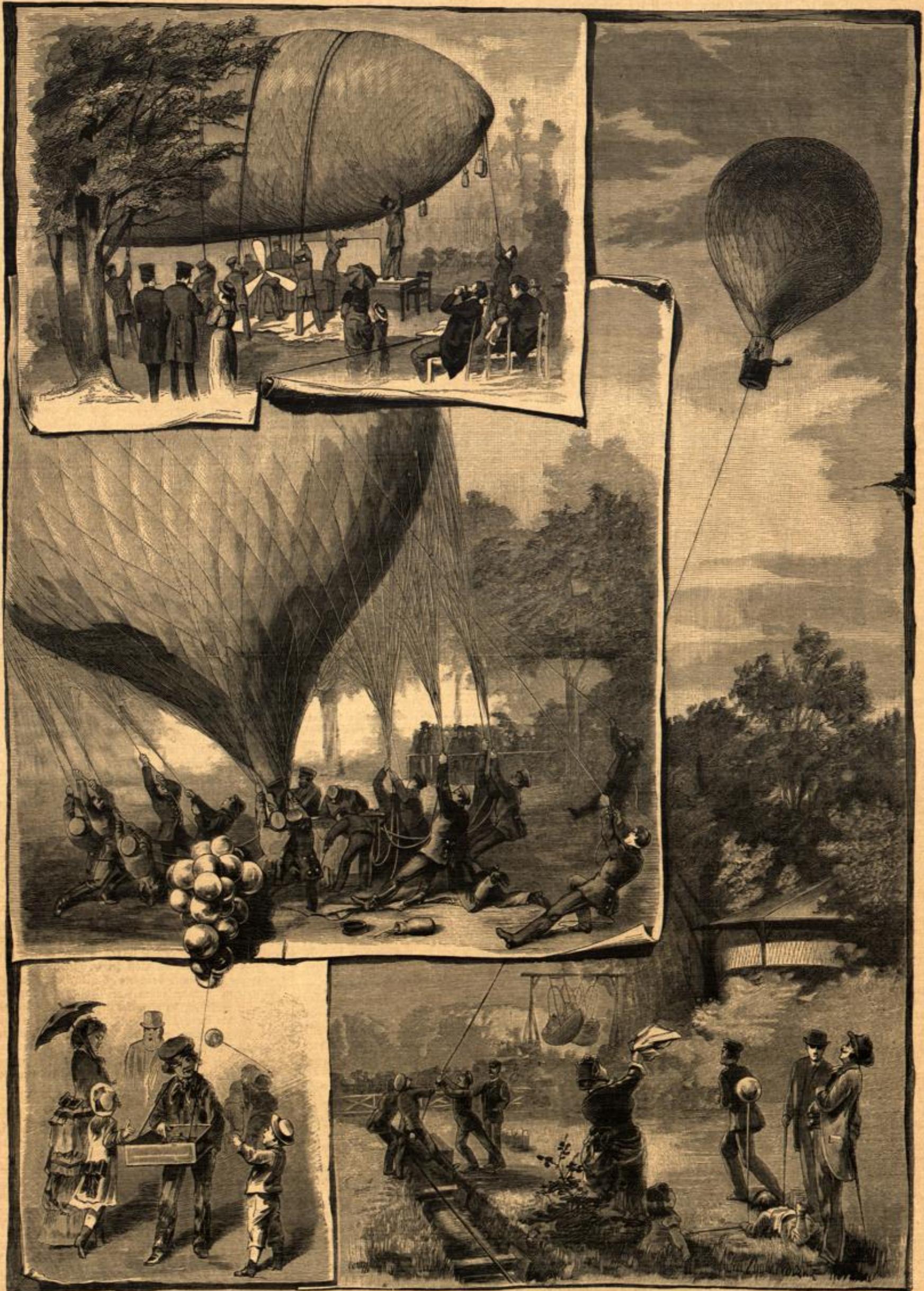
(Bild S. 604.)

Berlin ist das Kanaan der Luftschiffer. Seit Godard's effektreiche Asensionen in der Charlottenburger „Flora“ die Passion für Ballonfahrten angeregt, vergeht kein Sommer mehr, daß sich nicht ein viertel oder halbes Duzend Aeronauten in der Reichshauptstadt einquartieren, und man kann Sonntags gegen Abend nicht mehr die Blicke über das Himmelsgewölbe schweifen lassen, ohne irgendwo einen Luftballon verträglich im Luftstrom zu sehen. Drei oder vier gleichzeitig zu erblicken, ist gar keine Seltenheit, und auch an Wochentagen geschieht es, daß Einem solch' ein windiges Ding unversehens vor der Nase vorbeifliegt, zuweilen ohne daß man eine Ahnung davon gehabt, es werde eine Auffahrt stattfinden.

Hat der Luftschiffer einen größeren Ballon, dessen Gondel außer dem Führer noch Passagiere trägt, so ist er um Begleitung niemals verlegen. Im Gegenteil wird er regelmäßig bestärkt mit Besuchern Reiselustiger, unter denen sich förmliche Habitués der Luftschiffahrt befinden. In der That ist diese Passion begreiflich; wer einmal den großartigen Eindruck empfunden hat, den der Ausblick aus der kleinen Gondel gewährt, wenn der Ballon beim Aufstieg, seiner Fesseln entledigt, wie ein Pfeil sechs- oder achthundert Meter emporsteigt, wenn visionartig Quadratmeilen Landes mit ihren Städten und Dörfern, Seen und Flüssen, Wäldern und Feldern, Straßen und Eisenbahnlinien unter dem Beschauer sich ausbreiten, wenn dann beim Weiterjähren des Ballons all' das Gewühl und Treiben da unten, all' die Natur



In der Freiheit. Zeichnung von Heywood Hardy.



Aus der Saison des Luftballons. Originalzeichnung von Karel Zimmermann. (Z. 608.)

hemerik und das Menschenwerk darinnen ruhig wie ein Wandelbild vorüberzieht, während selbst ein lebhafter Wind von den Injassen des Luftfahrzeugs, die sich ja mit derselben Geschwindigkeit fortbewegen, kaum verspürt wird — der wird nicht ansetzen, diesen Eindruck für das Fesselndste zu erklären, das ihm je entgegengetreten.

„Aber die Gefahr?“ höre ich fragen.
Die Gefahr ist verschwindend gering. Freilich produzieren sich hin und wieder Aeronaute mit Beihilfen, die alles Andere, nur nicht das Gefühl der Sicherheit einflößen. Solchem Dinge, falls es überhaupt mehr als eine Person trägt, wird Niemand sich anvertrauen. Hat man es aber mit einem erfahrenen Luftschiffer und einem guten, soliden Ballon zu thun, so ist die Sache recht harmlos. Einmal prüft der „Kapitän“, oder wie er sich sonst nennt, vor jeder Auffahrt seinen Ballon auf das Sorgfältigste. Nachdem er die schmiegleiche Hülle desselben nach dem Boden ausgebreitet, drückt er mittelst eines Blasebalgs Luft hinein und mußert nun im durchscheinenden Lichte jeden Quadratzoll des Stoffes auf seine Haltbarkeit. Das Bindfadennetz wird gleichfalls genau untersucht und nicht minder das Ventil, dieser hochwichtige Theil des ganzen Luftschiffes, dessen Unvollkommenheit oder sorglose Behandlung mehrere der — Alles in Allem doch recht vereinzelt — bis jetzt registrierten Unfälle verschuldet. Zweitens werden die Fahrten niemals in irgendwelcher für die Athmung bedenklichen Höhenregionen unternommen, es sind eben Spazierfahrten, bei denen es auf die Aussicht ankommt, und diese ist aus mäßigen Höhen dankbarer als aus größeren. Selten mag der Ballon sich mehr als vielleicht fünfzehnhundert oder allenfalls zweitausend Meter aufschwingen; schon aus dem einen Grunde wird die Höhe nicht überschritten, weil die Größe und somit auch die Steigkraft des Fahrzeugs dahin bemessen ist, nicht mehr Gasfüllung zu beanspruchen, als für den Zweck unbedingt erforderlich, da ja das Gas nicht umsonst zu haben ist und der Aeronaut möglichst hohen Nutzen aus seiner Fahrt herauszuschlagen wünscht.

Freilich könnte schlechtes Wetter, vornehmlich heftiger Wind, beim Landen die Reisenden gefährden. Aber auch damit ist's nicht gar so schlimm; die Schilderungen solcher Erlebnisse sind gewöhnlich sensationell zugeschnitten; zudem braucht ja bei unglücklicher Witterung Niemand mitzufahren. Ueberhaupt erweisen sich die Besorgnisse, wie sie vielfach hinsichtlich des Landens geltend gemacht werden, als übertrieben. Wenn man Zeuge gewesen ist, mit welcher Sicherheit erfahrene Luftschiffer eine für die Landung geeignete Stelle zu erspähen und zu erreichen verstehen, verliert dieser Moment des Unternehmens viel von seinen eingebildeten Schrecken; in der Regel geht die Landung in aller Ruhe und ohne jede Unbequemlichkeit vor sich.

Endlich sind die Furcht vor dem „Seefrankwerden“ und vor dem Schwindel häufig ausgesprochene Dinge. Wer schon auf dem Wasser sein physisches Gleichgewicht nicht aufrecht zu erhalten vermochte, der meint, es werde dieß in dem so sehr viel unsicherem Elemente der Luft noch weit weniger möglich sein. Aber dabei wird übersehen, daß von einem Schwanken, Schaukeln oder Drehen des Fahrzeugs hier, wo dieses vielmehr ruhig in der Luftströmung, mag diese auch lebhaft sein, treibt wie ein Floß im Wasser, nicht die Rede ist. Freilich kann bei Wirbelwind oder raschem Wechsel in Richtung und Stärke der Luftbewegung vorübergehend eine unerwünschte Bewegung des Ballons, beziehungsweise der Gondel, eintreten; aber dergleichen kommt doch nur ganz ausnahmsweise vor. Abnorme Gestalten des Ballons, so zum Beispiel die eines liegenden, beiderseits zugespitzten Cylinders (Wurst- oder Cigarrenform) neben gleichfalls zu einer Drehung um die Vertikalachse des Ventils Anlaß; aber an solch eine fragwürdige Konstruktion soll sich eben auch ein vernünftiger Mensch nicht anhängen.

Noch weniger bedenklich sieht's mit dem Schwindel aus. Eigenthümlicherweise empfindet selbst Derjenige, welcher nicht gut aus einem Fenster des dritten Stocks hinaussehen kann, in der Gondel des Luftballons keinen Schwindel. Während dort das an den Linien des Hauses, an den benachbarten Gegenständen hinabgleitende Auge die Höhe über dem Erdboden und somit die Gefahr eines Sturzes ermüdet, fällt dieses instinktive Kalkül im Ballon, wo man, losgelöst von der Erde, jener Vergleichungs- und Abmessungsobjekte ermangelt, gänzlich fort. Zudem gibt der Rand der Gondel, der bis zur Schulter der Injassen hinaufreicht, ein gewisses Gefühl der Sicherheit.

So ist es also durchaus nicht sehr weit her mit der Gefahr, und was von derselben wirklich übrig bleibt, das tritt zurück gegen den Genuß der Ballonfahrt. Dem Neuling mag ja etwas sonderlich zu Muth sein in dem Augenblick, wo der Führer das „Los!“ erschallen läßt und der feste Boden plötzlich unter der Gondel versinkt; aber angefangen der Tausende, welche der Auffahrt beiwohnen, nimmt er sich zusammen und verbeißt die Erregung, bis sich nach einiger Zeit unter dem Eindruck des ruhigen Dahinwandelns und des herrlichen Ausblicks auch die letzte Spur der Beklemmung verloren hat.

Wenn gefüllten Ballon (Ballon captif) fest in großer Borzug der freien Fahrt, das ruhige Schweben des Ballons. Festgehalten vom Seile, schwanzt und wiegt sich das Luftschiff im Winde hin und her; ist die Luft nicht ganz still, so kann hier in der That Schwindel und Seefrankheit eintreten, wofür allerdings die Möglichkeit, rasch wieder in Sicherheit zu kommen, einigen Ersatz gewährt.

Heftige Windstöße vermögen beim freien Ballon namentlich Fällung und Auffahrt zu gefährden. Unser Tableau zeigt eine Szene aus der „Neuen Welt“, einem Sommeretablissement größten Stils in der Hasenheide bei Berlin, wo dieses Jahr Richard Opitz regelmäßige Auffahrten veranstaltete. Die Ungeberdigkeit des zur Fahrt vorbereiteten großen Ballons unter der Uebellaune des Windes legt den „forschen“ Grenadieren, welche in großer Anzahl beschäftigt sind, das wild an den Striden zerrende Ungeheuer zu halten, hart zu. Schleicht im Augenblick der Aufahrt solch ein Windstoß den Ballon, ehe er Zeit gewann, über die Wipfel der Bäume oder die Dächer der Häuser in seiner Nähe hinauszugelangen, so heftig seitwärts, so kann der kritische Zustand eintreten, daß Ballon, Gondel oder beides in eine Baumkrone, eine Dachtraufe gerathen und bedenklich verletzt werden; zuweilen kippt dann wohl die Gondel und ihre Injassen gerathen in Gefahr, hinausgeschleudert zu werden.

Sehr unterhaltend ist die Fahrt, wenn man so nahe dem Erdboden dahinstreicht, daß man ein Gespräch mit den Reuten da unten aufknäpfen kann. Das gut Berlinische: „Kuß, komm' mal runter!“ ist gewöhnlich das Erste, was man vernimmt, gerath man in die Nachweite eines der Vororte oder Nachbarörter. Man wirft Bistitenkarten oder dergleichen hinunter, und alsbald

beginnt eine Hejagd von Jungen und Alten, wie sie gleich einem Ameisenhaufen auf den Wegen und Straßen herumkriechen; Jeder will so ein herabfallendes Papierchen erfassen, wunder meidend, was darauf zu finden sei. Weniger willkommen sind die Grüße von oben, wenn sie in Form von Sand, ausgeworfenem Ballast, anlangen; gar nicht selten überraschen sie Den oder Jenen, der die Zeitung lesend oder am Kaffeetisch im Garten sitzt; enttäuscht aufsehend, bemerkt er dann den Luftstüb, der nun, um ein Erkleckliches erleichtert, so schnell sich in höhere Schichten flüchtet, als sei er sich des Unheils, das er angerichtet, klar bewußt.

Läßt sich dann bei hereinbrechender Dunkelheit der Ballon nieder, so sammelt sich, falls ein Dorf in der Nähe, rasch eine große Zahl Neugieriger um den Ankömmling an, der nun, sich allmählig entleerend, ungestüm im Winde hin und her schlappet. „Cigarren fort!“ das ist das Unangenehmste bei der Sache; denn im Uebrigen bildet die Ankunft eines Luftschiffers doch immer ein Ereigniß, namentlich für entferntere Ortschaften. Aber die Gefahr, das ausströmende Gas zu entzünden, zwingt den Raucher zur Enthaltbarkeit und schmälert das Gaudium ein wenig, mit welchem man sich an der Entleerung und dem Zusammenpacken des Ballons betheiliget. Zuweilen sieht es unangenehme Szenen, insofern wohl ein Flurschaden angerichtet wird, den der betreffende Besitzer reklamiert. Aber in der Regel gelingt ein Ausgleich, und beim frischen Trunk in der Dorfchenke beruhigen sich die erregten Gemüther; Ballon und Luftschiffer schiffen sich auf rumplendem Bauernwagen zum nächsten Bahnhof ein und die Dörfler erzählen noch nach Monaten von der Geschichte.

Die vielfachen Versuche, durch eigenthümliche Gestaltung des Ballons (Wölfer's „Cigarre“, Spiering's „Wurst“ u. a.), sowie durch angebrachte Bewegungsmechanismen die Lenkung des Luftschiffes zu ermöglichen, haben sich bislang als eitel Spielerei erwiesen. Die lenkbare Luftschiffahrt ist heute noch Problem wie vordem.



Humoristische Blätter

Auchdoten und Witze.

Richterliche Milde.

Der englische Oberrichter Lord Mansfield wollte einst gern einen Menschen freigesprochen wissen, der eine Sache von geringem Werthe gestohlen hatte. Er schlug den Geschworenen vor, den entwendeten Gegenstand nur auf zehn Pfennige anzuschlagen. Als der Kläger dieß hörte, rief er:

„Wie, nur zehn Pfennige, Mylord? Die Fassung allein kostet mich zehnmal mehr.“

„Ach“, erwiderte Lord Mansfield, „der Fassung wegen wollen wir keinen Menschen hängen.“

Ein reicher Spießbürger, der eine mehr lebenslustige als intelligente Gesellschaft um sich zu versammeln pflegt, bräutet sich nach Monaten mit einem geschlossenen Ball, um dessen Arrangement er sich große Verdienste erworben, und hebt hervor, daß derselbe auch den Vortheil eines freien Büffet geboten. Ein Freund nicht zustimmend, bemerkt dann aber boshaft:

„Weißt Du, darin hat sich eben Dein Ball von anderen unterschieden. Gewöhnlich ist die Konversation frei und das Büffet beschränkt, bei Dir war aber das Büffet frei, hingegen die Konversation beschränkt.“

Die Abtheilung des Hohenzollernmuseums in Berlin, welche der Erinnerung an Friedrich den Großen geweiht ist, enthält einen äußerst interessanten Gegenstand. Derselbe besteht in einem Holzmodell zu einer Reiterstatue des großen Königs und bezieht sich auf ein bisher wenig bekanntes Ereigniß in dem Leben desselben, welches auf einem beigefügten vergilbten Blatte wie folgt verzeichnet ist: Im Jahre 1757, als der König auf einem Marße in Böhmen begriffen war, ritt er mit einem Husarenunteroffizier und sechs Gemeinen voraus, die Gegend zu rekonnostrieren und bei dieser Gelegenheit kam dem König eine feindliche Husarenpatrouille von fünfzehn Mann entgegen.

„Was will Er nun machen?“ fragte der König den Unteroffizier.

„Wenn Ihre Majestät erlauben, daß ich denken darf, Sie wären nicht zugegen, so jage ich die fünfzehn Husaren alle zum Teufel.“

„Nun, so denk' Er das einmal.“

Der Unteroffizier wendete sich jetzt zu seinen sechs Mann und tief ihnen zu:

„Kinder, nun vorwärts, marsch! Ein Jeder von euch erhält einen Louisd'or, ihr kennt mich!“

Er ließ seine Mannschaft in einer Reihe aufmarschiren und so jagte er auf die feindliche Patrouille los und hieb so lebhaft ein, daß nach einigen Minuten die Feinde flohen und zwei Tode und sechs Verwundete hinterließen, wovon Letztere als Gefangene zurückgebracht wurden; unversehrt waren der Unteroffizier und ein Gemeiner blieben und ein Pferd todtgeschossen. Der König ritt dem verwundeten Unteroffizier entgegen, nahm den Hut ab und sagte:

„Herr Lieutenant, ich danke für Seine Bravour und Seine gute Gemüthung gegen mich. Den Husaren werde ich Sein Versprechen doppelt erfüllen und Seine Equipierung besorge ich auch.“

Die letzten Worte stehen auf dem Sockel der Reiterstatue, der in kommodartiger Form gearbeitet und zu beiden Seiten mit je vier ionischen Säulen geschmückt ist; Friedrich der Große ist mit dem Hut und Krückstock in der rechten Hand und auf dem Rollwägel schimmelt reitend dargestellt.

Die schöne Wittwe.

Roman

von

E. S. v. Dederoth.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Man hatte von dem Garten der Villa Cannero aus es sehr gut beobachten können, wie Ella sich in den Anlagen der Villa Zampa einen stillen Platz gewählt und Graf Sternheim einige Zeit später die Baronin gesucht; es war kein Zufall, daß Erminio und der Prinz Zeugen des Vorfalls geworden. Neugierde und die Ahnung, daß etwas Ungewöhnliches geschehe, hatten sie veranlaßt, die Lauscher zu spielen — die Aufforderung Ella's an Sternheim, sie zu verlassen, berechtigte sie dazu.

Es hätte Ella nichts Günstigeres begegnen können, den Eindruck der Drohungen Sternheim's zu überwinden, als der Umstand, daß es gerade Prinz Emil von ** war, der die Worte Sternheim's gehört. Er war in dem Wagnis gewesen, daß die plötzliche Verlobung Ella's mit Sternheim nur dadurch zu erklären sei, daß sie schon früher dem Grafen heimlich geneigt gewesen, so aber hatte er die zweifellose Ueberzeugung von dem moralischen Zwange erhalten, den der Graf auf sie geübt, und Ella nahm jetzt, wo Sternheim entfernt worden, keinen Anstand, weitere Aufschlüsse zu geben, besonders da ihr der Prinz mittheilte, er habe sich mit der Contessa Cannero verlobt und diese werde ihr gewiß gern ihren Schutz bieten.

Schon am folgenden Morgen sollte es sich herausstellen, daß Graf Sternheim noch Glück gehabt, wenn er so glimpflich davon gekommen. Ella erhielt mit der Post, welche der erste Tagesdampfer brachte, einen Eilbrief von Doktor König, der, sehr flüchtig geschrieben, ihr mittheilte, ihre Unschuld an dem Anschlag gegen Willi Barning sei jetzt völlig erwiesen, er werde demnächst nähere Details senden, für heute melde er nur noch, daß sehr wahrscheinlich vom Gericht die stedbrieffliche Verfolgung des Grafen Sternheim angeordnet werden würde, er sei es, der den Mord geplant, den Mörder gedungen.

Es war Ella wie ein Traum; gestern noch die Drohungen Sternheim's, welche immer den entsetzlichen Eindruck hinterlassen, daß der Fluch entehrenden Verdachts für alle Zeit auf ihr ruhe und Jedem ihre Ehre preisgebe, der sie antasten wolle — heute die Nachricht, ihre Unschuld sei erwiesen! Wie grollte sie dem Anwalt, der sich nicht die Zeit genommen, ihr diese frohe Botschaft so zu erklären, daß sie jeden Zweifel bannen, mit vollem Herzen daran zu glauben vermochte! Sie zeigte dem Prinzen das Schreiben. Jetzt brauchte sie nicht zu erröthen, sich Marietta vorstellen zu lassen, Fremden unter die Augen zu treten. Jetzt durfte sie es aber auch errathen lassen, wie furchtbar ihr die Anklage besonders deshalb gewesen, weil es Willi Barning war, dem der Anschlag geglückt. Hätte sie gestern zu ihrer Verttheidigung Jemand gesagt, daß Barning ihrem Herzen theuer, man hätte das für eine raffinierte Lüge gehalten, den Verdacht zu zerstreuen, daß ihr der Miterbe ihres Vermögens verhaftet. Jetzt durfte sie erklären, wie man ihre Absicht, Willi zu ertappen, wenn er sich in ihre Nähe schleiche, gewiß bemerkt und zu infamem Anschlag verwendet.

Unschuldig erklärt! Es hatten sich also Beweise ihrer Unschuld gefunden, aber wie, durch welches Wunder? Mit brennender Ungeduld erwartete sie jede ankommende Post. Sie forderte telegraphisch Nachrichten, als zwei Tage vergingen, ohne daß ein Brief eintraf. Es legte sich ihr wie ein schwerer Druck auf's Herz, daß Willi Barning ihr nicht einmal einen Glückwunsch sandte, daß er gar nichts von sich hören ließ. Wäre es nicht ein Jurist, ein Rechtsanwalt gewesen, der ihr die Nachricht gesandt, sie hätte zweifeln müssen, ob er sich korrekt ausdrückt.

Auch heute hatte die Post keinen Brief gebracht. Ella saß in der Laube und beachtete es nicht, daß Menschen mit Reisetaschen vorübergingen, die den eben eingetroffenen Dampfer verlassen, da vernahm sie plötzlich den Klang einer Stimme, die ihr das Blut heiß durch die Adern jagte, sie hörte ihren Namen, man fragte nach ihr, es näherten sich Schritte, sie schaute auf und wieder fühlte sie sich einen Moment wie gelähmt, aber im nächsten flog sie auf, um dann wieder zu stottern, zu zögern, ihr Herz trieb sie dem Manne entgegen, der, glühend vor Erregung, ihr nahte, aber durfte sie es wagen?

„Ella“, rief Willi Barning, „darf ich?“

Sie streckte ihm beide Hände entgegen, es war ihr anzusehen, daß ihr Herz ihn begrüßte wie Jemanden, der mit Sehnen erwartet worden.

„Ich wollte Ihnen selber die frohe Post bringen, daß Ihr Name auch vor der Welt von jedem Schatten frei geworden“, sagte er, ihre Hände in den seinen drückend, als wolle er mit ihnen reden, was die Lippe noch nicht zu sagen wagte, und er fühlte es magnetisch zurückgegeben, daß sie ihn verstand.

„Es war eine himmlische Fügung“, erzählte er, „daß es mir vergönnt wurde, einen Schuldigen zur Beichte der Wahrheit zu bewegen. Sie wissen, daß Jim sich bei seiner Verhaftung eine Kugel durch den Kopf gejagt. Die Verletzung war nicht tödtlich. Er wurde in die Klinik gebracht, aber die Schmerzen, die er litt, wirkten auf sein

Gemüth eher erbitternd, als daß er zu einem reinen Ge- ständniß zu bewegen gewesen wäre, er grüllte den Aerzten, die ihn nicht sterben ließen. Der Schuß gefährdete seine Augen, man hätte ihm dieselben verbunden, er wußte es nicht, daß ich zu denen gehörte, die sich bemühten, die Ver- letzung zu heilen, ihn zu retten. Es gelang mir, einen Knochen splitter zu entfernen, der ihm besondere Schmerzen verursacht und den Sehnerv des rechten Auges verletzt; als er weniger litt, aber in dem Wahne, er sei blind, das Leben verwünschte, nahm ich ihm den Verband des andern Auges ab, um ihm zu zeigen, daß dieses gerettet sei. Er sah mich und es erschütterte ihn tief, mir danken zu müssen; er gab von dieser Stunde an seinen Trost auf und bekannte, daß der Graf Sternheim ihn überredet, mich zu ermorden, ihm zu helfen, Sie zu überraschen."

Ella schaute Willi mit unbeschreiblichem Blicke an. "So ist es Ihre Kunst," hauchte sie, "der ich es danke, wenn meine Ehre von schmachlichem Verdachte befreit worden?"

"Ja danke Gott dafür. Aber ihm hat mir noch mehr gefaßt, was ich mir nie geträumt, nie erwartet hätte, was die Richter und die Welt nichts angeht. Er hätte mich vielleicht minder gehaßt, wenn er nicht aus Ihren Worten, Ihrem Wesen, Ella, entnommen, daß Sie mir nicht die Thüre gewiesen, wenn Sie mich ertappt —"

Ella's Antlitz strahlte wie in Gluthen gebadet. "Nein," sagte sie in Scham erröthend, aber mit Festigkeit, "ich hätte Sie gefragt, warum kommen Sie nicht offen?"

"Durfte ich das, Ella?" "Ja! Sie wären auch nicht heimlich gekommen, wenn Sie gezwungen, daß ich die Worte bereut, die uns einander entfremdet. Das Heimliche verleitet mich zu einem Arg- wohn, dessen ich mich bitter geschämt; ich dachte, Sie suchten Helene."

Ella sprach die Worte mit bebender Stimme, es kostete sie einen Kampf, das Beschämende einzugestehen, aber ihr Stolz verschmähte es, ihn aus falscher Scham oder Besorg- niß, geringer beurtheilt zu werden, im Unklaren über ihr Benehmen zu lassen.

Willi öffnete die Augen weit; jetzt war ihm Vieles er- klärt, aber durch eine Entdeckung, die ihn beseligte. Hatte sie Eifersucht fühlen können, so hatte sie ihn schon damals geliebt, als er ihr noch nicht den Beweis geliefert, wie ihn selbst ihr Haß nicht bewegen könne, eine Klage gegen sie zu erheben.

Es bedurfte keiner Worte, um Ella wie Willi fühlen zu lassen, daß Eines von dem Andern sich nicht wieder trennen möge, daß ihre Herzen, die heimlich nach einander verlangt, sich nun endlich gefunden, aber es kam auch zu keiner Erklärung, Jedes schien das von dem Banne der Scheu erlösende Wort vom Andern zu erwarten, aber es wurde nicht gesprochen. Die Pausen, welche beim Aus- tausch der Erörterungen eintraten, begannen peinlich zu werden; sollte die Begegnung kein anderes Resultat haben, als daß zwei Verwandte sich mit einander verständigt, daß zwei Personen, welche durch Verhältnisse einander entfrem- det worden, sich gegenseitig Gerechtigkeit sollten?

Die Sonne war niedergegangen, in jeder Minute konnte die Glocke die Pensionäre des Logirhauses zu Tische rufen; es wäre das für Willi ein Wint gewesen, sich zu verabschieden. Es war Ella, als müsse er sie falsch beur- theilen, wenn sie es dulde, daß er fast wie ein Fremder von ihr gehe; aber als was sollte sie ihn einladen, bei ihr zu bleiben? Als ihren Vetter, ihren Freund? Das erschien ihr zu wenig; aber durfte sie zu erkennen geben, daß sie mehr erwartete? Oder täuschte sie sich in diesem Hoffen? Willi Barning war doch sonst nicht scheu und blöde, warum zögerte er, das Geständniß von ihren Lippen zu fordern, das er doch aus ihren Augen, aus ihrem ganzen Wesen errathen haben mußte?

Ella hatte von dem neuen Attentate Sternheim's noch nicht gesprochen, der Name des Grafen war aus nahe- liegenden Gründen kaum genannt worden.

"Ich muß Sie darauf vorbereiten," sagte sie plötzlich, "daß Sie hier im Orte, vielleicht bei mir, Jemandem begegnen werden, der Ihnen nicht völlig fremd — Prinz Emil von ** ist in Lavano."

Hatte sie das zögernd und mit erklärlicher Befangenheit gesprochen, so verrieth der plötzliche Wechsel seiner Farbe, der Schrecken, ja die Bestürzung, die sich in seinen Zügen malte, welcher Argwohn in ihm aufstieg.

"Er ist mit der Contessa Cannero verlobt, welche drüben in der schönen Villa wohnt," lächelte Ella; "die Contessa und auch ihr Bruder, der Präfekt, werden sich sehr freuen, Sie kennen zu lernen, ich habe viel von Ihnen erzählt."

Das Blut lehrte in die Wangen Willi's zurück. "Wie konnten Sie mich so erschrecken!?" sagte er vor- wurfsvoll, aber den Blick tief in ihr Auge senkend, "ich dachte schon —"

Jetzt schoß Ella das Blut in's Antlitz. "Es gab eine Zeit," sagte sie, als er stockte, "wo ich von dem Gedanken beherrscht war, mich für mein ferneres Leben vernunftgemäß einrichten zu müssen. Ich danke es Ihrem Erscheinen und den Mittheilungen, die mir Freilich über Ihre Erbansprüche gemacht, wenn der Prinz sich ern- ster prüfte und zu der Erkenntniß kam, wie leicht sich die Neigung zu einer Frau, die ihm kein Herz entgegenzutragen vermochte, erstiden ließ, und wenn mir die Erfahrungen erspart blieben, daß eine sogenannte Konventionsehe bei einer so großen Verschiedenheit der Geburtsverhältnisse doppelt

verwerflich ist. Der Prinz hat jetzt ein Weib gefunden, das nicht nur ein fürstliches Vermögen und beinahe fürst- lichen Rang besitzt, sondern allem Anscheine nach ihn auch liebt und der Liebe werth ist."

"Ich habe den Stolz nie für unberechtigt gehalten, der ein edles Weib in höhere Sphären zieht," sagte Willi, wie mit sich selber redend. "Das Weib muß in jeder Weise hinaufschauen zu dem Manne, dem es sich hingeben will für alle Zeit, ein Opfer in dieser Beziehung wird das Saat Korn zu kämpfen —"

Ella erhob sich in heftiger Bewegung. Sie wandte das Antlitz ab.

"Was ist Ihnen, Ella?" rief er, "verleht Sie dieses Wort?"

Sie antwortete nicht, aber er hörte ein leises Schluchzen. "Ich kann Ihnen nur einen bescheidenen Namen bieten, aber wären Sie damit zufrieden, Ella, ich wäre der seligste Mensch auf Erden."

"Wußten Sie mich verwunden, um mir das zu sagen?" rief sie, ihm ihr in Thränen glänzendes Antlitz zuwendend. "Höher Mensch! Wozu diese grausame Jagd auf ein armes Herz?"

Willi umschlang sie mit beiden Armen. "Weil Du mir nie wieder entfliehen sollst," rief er. "Konnte ich ahnen, daß Du völlig genesen von dem ersten Traum? Wie heiß ich Dich auch liebe, Ella, ich möchte kein Weib, dem ich mehr werth wäre, wenn ein vornehmer Titel an mir hinge."

"Schweig!" unterbrach sie ihn, und es flammte eine unbeschreibliche Gluth aus ihren Augen, "oder muß ich es Dir sagen, daß dieser Stolz es war, der Dir mein Herz erobert? Schmähe nicht das Weib, das Du Dir erwählt und das Dich liebt, wie Du bist und weil Du so bist!"

Willi schaute sie an wie ein Trunkener. Er hatte sie doch erkannt, sonst hätte er nie an ihr zweifeln können. Wir schließen unsere Erzählung, wir erwähnen nur noch, daß ihm an den Folgen seiner Verletzung als reuiger Sünder starb, der Graf Sternheim aber sich durch die Flucht der Verfolgung der Gerichte entzog. Die Verwendung des Fürsten von ** verschaffte ihm Anstellung in türkischen Diensten; er endete als Verschollener.

Doktor Barning ist ein berühmter Augenarzt geworden und ein glücklicher Gatte. Ella nennt Freilich ihren zweiten Vater, sie dankt ihm nächst Willi das Glück ihres Lebens.



Aus dem Reiche der Erfindungen. Von Arthur Gerson. (Nachdruck verboten.) VI.

"Sagen Sie, wo haben Sie denn nur die merkwürdige Mähe her, mit der ich Sie soeben über die Straße schreiten sah?" Mit dieser Frage wandte sich Schroth an Vlesing, der jetzt seinen ge- wöhnlichen Platz am Stammtisch in den "Drei Enten" einnahm.

"Sie sollten lieber fragen," erwiderte der Angeredete, "wohin ich diese allerdings etwas ungewöhnliche Mähe jetzt gehen habe, denn — eine Behauptung, die Ihnen vielleicht etwas gewagt er- scheint — ich trage dieselbe, wenn auch nicht mehr Ihnen sichtbar, selbst noch in diesem Augenblicke. Damit Sie aber nicht etwa denken, daß ich den Glauben an eine, wenn auch nur rückwirkende Tarnkappe bei Ihnen erwecken will, bitte ich Sie, hier meine Kof- tasche einer kleinen Prüfung zu unterziehen. Sie nehmen sogleich wahr, daß sich auf der Innenseite, oberhalb und unterhalb des Taschenschlüssels Knöpfe befinden, die ein Befestigen wie Lösen der Tasche gestatten. Dadurch, daß die eine Seite der letzteren etwas länger als die andere gehalten und die Faltenlage entsprechend eingerichtet ist, wird die Form eine möglichst mähenähnliche."

"Besonders auf Reisen denke ich es mir recht angenehm, die Mähe immer in so sicherer und bequemer Weise zur Verfügung zu haben," bemerkte Girschstein.

"Ohne Zweifel! Auch ist diese Taschennähe oder Mähentasche, — die Erfindung eines New-Yorker — so viel ich weiß, haupt- sächlich für Reisende bestimmt. Uebrigens fällt mir jetzt ein, daß ich in meiner andern, nicht so vielgestaltigen Tasche eine kleine Hülfsvorrichtung haben muß, die freilich nur für unsern Freund Schroth von Interesse sein wird, da ja nur dieser unter uns Allen sich noch der Kunst des Barbiers zu überantworten pflegt."

"Ich rasire mich selbst, wenn Sie nichts dagegen haben. Wenn Sie mir aber vielleicht etwas geben können, was diese wenig ergö- ßliche Manipulation zu erleichtern oder gar das zeitweilige Schneiden zu verhindern vermag, so werde ich Ihnen sehr dankbar sein."

"In der einen wie in der andern Hinsicht wird Ihnen dieser kleine 'Messerschneiger' gute Dienste leisten," entgegnete Vlesing, "denn Sie wissen ja sicher aus Erfahrung, wie wichtig es ist, daß das Messer stets gegen die Haut richtig gerichtet ist, wenn Ihnen auch vielleicht nicht gerade bekannt sein mag, daß die Größe des zweckmäßigsten Reizungswinkels fünfzehn Grad beträgt. Schiebt man diese kleine Blechhülse über den Rücken der Klinge und läßt die angelöthete Platte stets gegen die Haut anliegen, so wird man unter allen Umständen den bezeichneten Winkel genau innehalten. Das Einschnneiden in die Haut ist bei dieser Lage der Klinge mög- lichst schwierig gemacht."

"Und wenn es dennoch einmal passiert," fiel Müller ein, "hat man wenigstens die Beruhigung, sich genau umter fünfzehn Grad geschnitten zu haben. Einen absoluten Schutz gegen das Schneiden beim Rasiren wird es wohl ebensowenig wie gegen die anderen Unfälle geben, die einmal mit der Oantirung so vieler Instru- mente und Maschinen unlöslich verknüpft sind. Immerhin ist es aber höchst anerkennenswerth, daß man sich neuerdings in so hohem Maße bemüht, allerhand Schutzvorkehrungen gegen Unfälle im gewerblichen Betriebe zu erfinden. Ich las vorgestern sogar von einer Einrichtung zum Schutze gegen starke elektrische Ströme. Es wird Ihnen bekannt sein, daß die Leitungen der elektrischen Beleuchtungsanlagen für den mit denselben beschäftigten Arbeiter schon in einzelnen Fällen verderbenbringend geworden sind, wenn Letzterer nämlich durch unvorsichtiges gleichzeitiges Verühren zweier Stränge den starken Strom durch seinen Körper leitete und in Folge dessen getödtet oder schwer verletzt wurde. Gegen diese Gefahr soll nun — und vermag dieß auch wohl in den meisten Fällen — eine einfache, von Delany in New-York erfundene Einrichtung schützen, die gewissermaßen das Pendant des Blitzableiters bildet. Der zu schützende Arbeiter trägt unter seiner Kleidung dießsame Kupferdrahtseile, die sich von dem Rücken aus über beide Arme und Beine verzweigen und sich an Größe, an die Hände wie an die Füße angeschmolzene metallene Kontaktplatten anschließen. Bei einer unvorsichtigen Verührung zweier Drähte wird der Strom nach bekanntem physikalischen Gesetz den Weg durch den bequemeren metallischen Leiter demjenigen durch den einen unendlich höheren Widerstand bietenden menschlichen Körper vorziehen und letzterer somit unversehrt bleiben."

"Wenigstens ist diese Schutzvorrichtung zeitgemäß," bemerkte Nollberg, "denn wenn ich auch, offen gestanden, in meiner un- mittelbaren Umgebung noch wenig davon bemerkte und in der Praxis kaum mit der elektrischen Beleuchtung genügende Bekannt- schaft gemacht habe, so höre und lese ich doch fast täglich, wie der elektrische Betrieb auf allen Gebieten mit wachrem Sturmeschritt vorjchreitet. Man bohrt und hägt, ja man gerbt und buttert sogar mit Hülfe der Elektrizität, und lange wird es sicher nicht mehr dauern, bis man mittelst letzterer sich sogar Abends die Stiefel auszieht."

"Möglich!" fiel Girschstein ein, "aber gerade hiezu sollte man die Elektrizität, selbst wenn sie demnächst für die Arbeitsverrichtung im Hause unioersell werden sollte, erst zu allerletzt heranziehen, nachdem man jetzt mechanische Stiefelauszieger, wie den von F. O. Schneider in Langenbrück i. S. konstruirten, besitzt, den Sie sich morgen einmal bei mir ansehen können. Bei diesem ganz in Metall ausgeführten Stiefelauszieger wird das für ein bequemes Abstreifen des Schuhwerks so wesentliche Niederhalten der Spitze durch zwei eiserne Klammern bewirkt, die durch Aufsetzen des Fußes auf die gegabelte Stützplatte automatisch über die Stiefelspitze ge- führt werden und sich bei Wegnahme des Fußes sogleich wieder zur Seite begeben, so daß der ausgezogene Stiefel frei heraus- geführt werden kann. Uebrigens kann ich Ihnen auch morgen eine Stiefelpuhmaschine, ein neues, französisches Modell, vorführen. Dieselbe besitzt eine horizontale, walzenförmige Bürste, die mit mehreren Rehlungen versehen ist und in einem nähmaschinenartigen Gestell durch einen Fußtritt in schnelle Umdrehung verlegt wird. In die erste Rehlung hält man den Stiefel, um den Schmutz zu entfernen, hierauf in die zweite, um die Wähe aufzutragen und schließlich in die dritte zur Erzeugung des Glanzes. Der Theil der zylindrischen Bürste, der die Wähe aufträgt, befindet sich über einem halbrunden Behälter, der mit der schwarzen Flüssigkeit ge- füllt ist. Eine Walze, die in letztere eintaucht, wird, sobald man sie in Berührung mit der Bürste bringt, von dieser mitgenommen und vertheilt dann die Wähe in der gleichmäßigsten Weise auf den Bürstenumfang. Ich glaube, Pensionate, Hotels und Kavernen werden diese äußerst leistungsfähige Puhmaschine mit wachrem En- thusiasmus begrüßen."

Man widersprach nicht, vielmehr nahm Vlesing wieder die Metamorphose seiner Tasche vor; auch die anderen — unveränder- lichen — Kopfbedeckungen wurden herbeigeholt und bald befanden sich alle Gäste des Stammtisches auf dem Nachhausewege.

Auflösung des Bilderräthels Seite 587:

"Über Wörter find's doch nicht, Was du angstest," also spricht Zu der Nachtigall der Staar, Dem gelobt die Zunge war, Der auch mit den Wörtern bald Will beschreiben seinen Wald. 's ist drum," sagt sie, "sonderbar, Daß so viel zum Herzen dringt, Was man nicht in Worte bringt."

Auflösung der Charade Seite 587: Einfall, ein Fall.

Keine Korrespondenz



Hrn. A. Johnson. Besten Dank für Ihr geistreiches Räthsel — aber man könnte das der Redaktion für Eitelkeit auslegen. Den anderen Einwendungen sehen wir mit Vergnügen entgegen. Hr. C. M. in Düsseldorf. Bismarck hat die Weinhandlung und Champagnerfabrik von A. Chr. Kupferberg in Mainz die Gefällig- keit, Ihnen die Frage zu beantworten. Hr. P. M. in L. Die Antkennung an ein bekanntes Volkstied zu sichtbar, theilweise sogar dasselbe. Frau von P. in E. Die zwei Engländerinnen dürften bei Frau P. von Jantzier in Marburg (Hessen) gut aufgehoben sein. Frä. Emilie Broddy in Chicago. Leider macht das Rauchen bei den Damen in England große Fortschritte. Es gibt besonders bei den Bornehmen schon Ladies' smoking rooms.

Frau M. A. in S. Gute Nahrung, entsprechende Bewegung, die und eine Messerliche phosphorsäure Salts beim Mittageffen mit hinuntergeschluckt, sind bekannte erprobte Volksheilmittel. Im Uebrigen bleibt Konsultation eines Arztes das Beste.

Hrn. M. F. J. Ihre Anfrage unserer ärztlichen Mitarbeiter übergeben.

Hrn. J. Maurer in München. Der Roman ist von D. v. Redwitz und schon 1884 bei W. Herz in Berlin erschienen.

Abonnent in Reize. Das finden Sie im „Börseblatt für den deutschen Buchhandel“ (Leipzig).

Hrn. J. Graf in Ulm. Professor Dr. E. Seelenka's „Zoologisches Taschenbuch für Studierende“ (Erlangen, Befold).

Herrn G. H. in Rüdthausen. Asphalgrundlage dürfte in diesem Falle zu empfehlen sein, jedoch mit einer Reigung der Fläche und Rinne zum Abzug des Wassers, sonst steht es nur um so länger zur Verdunstung in dem Raume.

Hrn. S. L. in Nürnberg. Ihre Mitteilungen über diesen merkwürdigen Industriezweig waren uns sehr interessant. Wir werden vielleicht Gelegenheit haben, ihn in Bild und Wort unsern Lesern vorzuführen. Das Versprechen jederzeit willkommen.

Hrn. J. G. in Genthin. Ja, wenn man nach dem Rezept glücklich werden könnte. Das Glück ist nicht außerhalb zu suchen, es liegt in uns selbst — aber nicht Jeder entdeckt es. Das ist auch nicht leicht.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln etc. sind uns zugegangen von: Frä. Emma F. Thierbed, Dresden; Anna Bolens, Hamburg; Eveline K., Amsterd.; Emilie Sanders.

Mainz; Hanna Theo, Chicago; Eva Franken, Kopenhagen; Antonie Anthony, Berlin; Elise Schreyer, Hamburg; Bertha Stolle, Genthin; Gertrude; Ida Schramm, Striegau; Frau Henriette Kröger, Frankfurt a. O.; Mathilde Sauerlin, Bromberg; Frä. J. Felton, London; M. Gringer, Kalkau; F. Lembrich, Wien; E. Karger, Lüneburg; W. Hagelstein, Brandenburg; G. Läßert, Berlin; M. Strenger, Koblenz; H. Thörner, Stockholm; J. Wagner, Potsdam; E. Kunzel, Bamberg; E. Kauschgold, Karlsruhe; E. Weingärtner, München; W. Klinger, Kaufenburg; J. Mantel, Germannstadt; J. Vaer, Rom; W. Striebed, Pardubitz.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Eine treue Abonnentin in Schwäbisch. Ein Mittel, lästige Gesichtshaare zu entfernen, ist das Böhmer'sche Depilatorium. Versuchen Sie gegen die gelben Flecken Waschen mit Kammerfeld'schem Wasser. Wir haben übrigens schon öfters erwähnt, daß derartige Flecken oft auf ein Magen- oder Unterleibsleiden hindeuten, und wäre demnach die Aufmerksamkeit auch dahin zu richten.

R. S. Ein einfaches sogenanntes Hämorrhoidalpulver besteht aus gleichen Theilen Schwefelzinn und Weinsäure, Morgen und Abends 1 Theelöffel in Wasser genommen. Dr. Sch.

Anfragen.

47) Wie bereitet man sich billige und gute Räucherkerzen? E. G. in H.

Antworten.

Auf 46, Thierblasen weich und elastisch zu erhalten: Durch Verreiben mit Glycerin.

Redaktion: Hugo Rosenthal-Gonin in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Samba, eine Geschichte aus Rumänien von Marco Proiner. Fortsetzung. — Das Regenmäddchen, von Marius Post. — Eine künftige Welt. — Die Weidenleier für Prinz Friedrich Karl in Potsdam. — Die amerikanische Fauna. — Auf Cayri, Novelle von Konrad Zellmann. Fortsetzung. — Professor Immanuel Faust. — Aus der Saison des Luftballons, von Edgar Gerd. — Humoristische Blätter. — Die kleine Witwe Roman von G. H. v. Deckerath. Schluß. — Aus Natur und Leben: Aus dem Reiche der Erfindungen, von Arthur Gerson. VI. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Aus Ungarn: Das Regenmäddchen. Originalzeichnung von R. Schmidt. — Eine künftige Welt. Originalzeichnung von J. P. Wehle. — Weidenleier für den Prinzen Friedrich Karl in der Garnisonkirche zu Potsdam. Originalzeichnung von Professor G. Doepfer. — Professor Immanuel Faust. — In der Freiheit. Zeichnung von Heywood Hardy. — Aus der Saison des Luftballons. Originalzeichnung von Axel Zimmermann.

Ankündigungen.

Die fünfmal jährlich erscheinende oder deren Raum 1 Mark.

Technikum

(Baugewerk-, Maschinenbau-, Kunstschüler- u. Malerschule)

Buxtehude

Hamburg. Bedeutendste nordd. Fachschule. Pension pro Tag 1 Mark. Programm gratis u. franco d. Director Hiltenskofer.

Auflage 331,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erschienen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.



Die Modewelt. Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1.25 — 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten- und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibungen, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Viehstoffe für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Viehstoffe für Herren und die Bett- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfang.

22 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Beschreibungen für Weiß- und Buntdruckerei, Namens-Listern etc. Abonnenten werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Buchanhängern. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 2. 1366

Rohseidene Bastkleider (ganz Seide)

Mk. 15. 80 Pf. per kompl. Robe, sowie schärfere Qualitäten versendet bei Abnahme von mindestens zwei Roben sofort in's Haus das Seiden-Fabrik-Depot von G. Henneberg (Königl. und Kaiserl. Hoflieferant) in Zürich. Muster umgehend. Briefe kosten, 20 Pfennig Porto nach der Schweiz. 1410



Da uns vielseitig bekannt geworden, daß Schuhe und Stiefel geringerer Qualität fälschlich als unter Fabrikat verkauft werden, sehen wir uns zu der Erklärung veranlaßt, daß alle unsere Fabrikate unterstehende Schutzmarke auf der Sohle tragen. 1290

Otto Herz & Co.

Frankfurt a. M. Erste und älteste deutsche Schuhfabrik mit Maschinen- und Dampftrieb.

Advertisement for 'Zur Jagd' (Hunting) featuring an image of a rifle and text describing a 'Feldjagd-Carabiner ohne Anall' (field hunting carbine without primer) available at Hippolit Mehles, Waffenfabrik, Berlin W., Friedrichstraße 159.

Advertisement for Julius Gertig, established 1843, dealing in funds and lottery businesses in Hamburg. Includes text about interest rates and services.

Advertisement for Friedrich's Geradenhalter (back brace) featuring an image of the product and text describing its benefits for posture and health.

Advertisement for Cacao-Vero, a chocolate product by Hartwig & Vogel in Dresden. Includes text about its quality and price.

Advertisement for PATENT-Drinksudt (patent drinks) by J. Brandt, Civil-Ingenieur in Berlin SW., Anhaltstraße 6.

Advertisement for Rheinwein (Rhine wine) by Friedrich Lederhos, Ober-Jugelsheim a. Rheine. Includes text about wine quality and price.

Advertisement for Harz-Oelfarbe (resin oil paint) by O. Fritze & Co. in Offenbach a. Main. Includes text about the product's durability and price.

Advertisement for Tamarinden-Conserven (tamarind preserves) by Kanoldt, Gotha. Includes text about the product's health benefits and price.

Advertisement for Nürnberger Sackuhren (Nuremberg pocket watches) by Gustav Speckhart, featuring an image of a watch and text about its accuracy and price.

Advertisement for Leonhardi's Tinten (Leonhardi's inks) by Aug. Leonhardi in Dresden. Includes text about the quality and variety of the inks.

Advertisement for Nerven-Kraft-Elixir (nerve strength elixir) by Professor Dr. Lieber's. Includes text about its medicinal properties.

Advertisement for Sinclair's Kaltwasserseife (cold water soap) by James Sinclair, Southwark, London. Includes text about its effectiveness and availability.

Advertisement for Gejucht (blended coffee) by J. Giller & Co. in Hamburg. Includes text about the coffee's quality and price.

Advertisement for Heiraths-Besuch (wedding visit) by Haanenstein & Vogler, Stuttgart. Includes text about the service provided.

Advertisement for Militärdienstversicherung (military service insurance) by Haanenstein & Vogler, Stuttgart. Includes text about the insurance policy.

Advertisement for Hauptstollenquelle in Baden-Baden (main spring source). Includes text about the mineral water's health benefits and location.

Advertisement for Zwanzigjähriger Erfolg (20-year success) for Bart-Erzeuger (beard product) by Professor Dr. Roden's. Includes text about the product's effectiveness.

Advertisement for Die feuerlosen (fireproof) products by Stottern!! featuring an image of a safe and text about its security.

Advertisement for Stottern!! (stuttering) treatment by Robert Ernst, Berlin W., Eichhornstraße 1. Includes text about the treatment's effectiveness.

Advertisement for Schönheits- und Gesundheits-Seife (beauty and health soap) by J. A. Hietel, Leipzig. Includes text about the soap's benefits.

Advertisement for 150 Briefmarken für 1 Mk. (150 postage stamps for 1 Mark) by various publishers. Includes text about the variety of stamps available.

Advertisement for Buchführung (bookkeeping) by G. H. in Rüdthausen. Includes text about the course and materials provided.

Advertisement for Schmeck aus echten böhm. Granaten (taste from real Bohemian pomegranates) by August Goldschmid & Sohn. Includes text about the product's flavor and price.

Advertisement for J. A. Hietel, Leipzig, featuring an image of a factory and text about its products.

Advertisement for J. Brandt & G. W. Nawrocki, featuring an image of a watch and text about their patent services.